Landes-
bibliothek
Coburg

1796^a
Z 11 g
51
Coburger Landes-Bücherei

Mährchen, Erzählungen
und
kleine Romane

von

August Lafontaine.

Erster Band.

Für diesen Titel wird ein andrer, mit einer Vignette und einem Kupfer von Herrn W. Jury, nachgeliefert.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Berlin,
bei J. D. Sander.
1801.

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorrede.

Das Mährchen, welches die Leser im ersten Bändchen dieser Sammlung gleich zu Anfange finden, steht schon in einer Zeitschrift, der Kosmopolit (Halle, 1797, Heft 1. 2. 3.), erscheint hier aber sehr beträchtlich verbessert. Alles Andre in diesem und dem zweiten Bändchen war vorher noch ungedruckt.

Der Verfasser wird diesen beiden Bändchen vielleicht noch einige andre folgen lassen, und darin auch Mährchen geben, die zum Theil schon vor mehrern

Jahren von ihm entworfen sind. Er hätte diese Sammlung lieber: Neue Erzählungen genannt, und die Mährchen für ein anderes Bändchen aufgespart; aber — ein Nach- und Zusammendrucker in Frankfurt am Mayn hat schon eigenmächtig diesen Titel einer Compilation gegeben, die der Verfasser durchaus nicht anerkennt, und deren Fortsetzung er zu verhindern suchen würde, wenn im südlichen Deutschland Gerechtigkeit gegen Nachdrucker zu erhalten wäre.

Inhalt.

	Seite
I. Die List der Natur, oder List über List.	3
II. Die unschuldige Verführerin.	85
III. Die erzwungene Liebe.	279

Mährchen, Erzählungen
und
kleine Romane.

Erster Band.

I.

Die List der Natur, oder List über List.

Der alte Balduin floh die Menschen, die ihn unglücklich gemacht hatten, und erstieg, mit seinem dreijährigen Sohn auf dem Arme, das unbewohnte Riesengebirge. „Hier," sagte er, und warf sich auf ein Felsstück in einer Grotte: „hier, fern von den grausamen Menschen und den noch grausamern Leidenschaften, will ich dich erziehen, mein Sohn. Die gütigere Natur wird uns nähren, und wir werden glücklich seyn."

Rübezahl, der mächtige Geist, schwebte mit neugierigen Blicken über Balduin. Er trat in der Gestalt eines Klausners zu ihm, und erbot sich, ihm eine Zelle, die sein

Wink hinter den Felsen hervorrief, zu überlassen. Balduin nahm den Vorschlag an, und erzählte nun dem Geiste, welche Unfälle ihn zu dem Entschlusse bewogen hätten, hier, von allen Menschen abgesondert, mit seinem Sohne zu leben.

Rübezahl, der bis jetzt keine andre Menschen als rohe und unwissende Landleute kennen gelernt hatte, fand an Balduin einen Philosophen, der seine Wißbegierde über die Natur des Menschen befriedigen konnte, und entdeckte ihm seine höhere Natur. Beide wurden nach und nach Freunde; und Balduin fand in spitzfündigen Untersuchungen über den Menschen, denen Rübezahl ein williges lernbegieriges Ohr lieh, den Reitz des Lebens wieder. Er hatte einmal einen ganzen Tag docirt; da setzte sich der Geist mit ihm unter einen blühenden Fliederbaum, und sagte: „höre, Alter! du treibst deinen Scherz mit mir. Wiederhole mir das noch einmal. Die Liebe wäre ein Naturtrieb? ein Na-

turtrieb aller Menschen? die Geschlechts-liebe nehmlich?"

Ganz richtig, sagte der alte Balduin; du hast mich verstanden. Dieser Trieb äußert sich in gewissen Jahren gerade nach eben solchen körperlichen Gesetzen, wie der Hunger. Die Mönche, die du dort im Kloster beobachtet hast, beweisen das Gegentheil nicht; sie mögen leben, ohne diesen mächtigen Trieb zu befriedigen (und selbst daran zweifle ich noch): aber ohne diesen Trieb selbst lebt kein Mensch.

„Ihr Menschen seyd seltsame Geschöpfe! Wenn ich nur erst wüßte, welche Natur bei euch die Oberhand hätte: das Thier oder der Geist! Denn hier seyd Ihr nun wieder ganz Thiere. Wenn diese Liebe ein Instinkt ist, (woran ich doch fast zweifeln möchte): — müßte er sich nicht überall auf gleiche Weise äußern? Und hast du mir nicht ganze Stunden lang erzählt, wie verschieden sich die Völker in der Liebe benehmen?"

Der Geschlechtstrieb ist allgemein, ist Folge unsrer Thiernatur. Wie aber dieser oder jener ihn ausdrückt; wie er das Weib behandelt: — das ist Folge seiner Art zu denken, zu fühlen, und hängt von dem Grade seiner Bildung, von seiner geistigen Natur ab. Bei jenem Menschen ist der Trieb bloß thierisch: er will nur ein Weib; er findet es, und verlangt nichts mehr. Dieser Mann aber verlangt von dem Weibe auch Jugend, Schönheit, Geist. —

„Jugend und Schönheit! Was hat der Geist damit zu schaffen? Das muß ich wissen, ich, ein Geist, nichts mehr als ein Geist. Und mit deiner äußeren Form, die mit der inneren Form harmonirt, bist du ein Thor, wie alle deine Philosophen. Ist die Jugend das Alter der Weisheit und der Tugend? Kann eine Frau mit Runzeln nicht weise und gut seyn?"

Laß uns darüber nicht streiten. Gewiß, du glaubst nicht, wie weit unsre Philoso-

phen in diesem Punkte gehen. Kurz, der Mann wünscht sich ein solches Weib, und muß ihre Liebe mit Geist und Herz erobern.

„Und wenn er ein solches Weib nicht fände?"

Balduin lächelte. Sieh, Rübezahl, da sind wir nun wieder Kinder, trotz unsrer Vernunft. Wenn wir ein solches Weib nicht finden, so täuschen wir uns selbst so lange, bis wir glauben, es gefunden zu haben. Der Jüngling hält dann an seiner Geliebten Einfalt für Unschuld, Bosheit für Witz, Buhlerei für lebhaften Geist. Man heirathet; und jeder ist wenigstens die ersten vier Wochen hindurch zufrieden. Da hilft kein Zureden, kein Vernünfteln. Die Liebe stürzt alles vor sich her nieder, betriegt die schärfste Aufsicht, überlistet die feinste List, zersprenget Bande und Kerker, täuscht die ungeheuren Foderungen des Jünglings, wie die kluge Erfahrung des Greises; und kurz . . . —

„Halt, halt! Wie macht sie das? Eine neue Seite deiner Liebe! Wie war das? Wie geht das zu?"

So wie der Hunger erfinderisch macht, eben so auch die Liebe. Ihr Drängen ist unwiderstehlich; so bald sie erwacht, scheint den Menschen ein neuer Geist, eine neue Vernunft zu beleben: die Vernunft der Liebe. Sie erfindet in Minuten, was das menschliche Geschlecht ohne sie erst in Jahrtausenden erfunden hätte; sie erfindet in einem Augenblicke eine neue Sprache, aus Augenwinken, Kopfneigen, Händedrücken und Seufzern zusammengesetzt, welche die Liebenden, und nur sie allein, verstehen. Der Jüngling zittert, wenn er liebt, vor nichts: er kennt keine Gefahr; selbst der Tod ist ihm ein leichtes Opfer. Und bei dieser Kraft des Willens giebt die Liebe eine List im Handeln, eine Feinheit im Beobachten, eine Schnelligkeit, Hülfsmittel zu erfinden, die man vorher nicht geahnet hätte. Kurz, sie hebt alle Kräfte des Geistes so schnell,

als ob sie dieselben erst hervorbrächte. Das funfzehnjährige Mädchen betriegt mit erstaunlicher Gewandtheit ihre listige Mutter, die doch selbst alle Ränke der Liebe kennt. Und wenn Meere zwischen einem liebenden Paare liegen: die Liebe findet einen Pfad durch die stürmenden Wellen.

„Ho, ho! guter Freund! ich liebe das Uebertreiben nicht."

Ich könnte dir rührende Geschichten davon erzählen.

„Wie? und diese Liebe, die so weise macht, täuschte sich selbst so grob? hielte, wie du vorhin sagtest, Dummheit für Unschuld, und so weiter? Das klingt ein wenig widersprechend. Zwar seyd ihr Menschen das Geschlecht voll Widersprüche; aber das ist doch ein wenig allzu arg. Hier muß ich sehen, ehe ich glaube." Er stand auf, und sagte lächelnd: „Davon wollen wir ein ander Mal wieder reden. Ich komme bald wieder, alter Balduin." Mit

diesen Worten erhob sich Rübezahl in die Luft, und zerfloß in eine Nebelwolke, die dann schnell, wie ein Blitz, verschwand.

Nach einigen Minuten war er, mit einem Kinde auf dem Arme, wieder im Garten, und sagte lächelnd: „sieh, Balduin, ich muß doch versuchen, ob in diesem kleinen Geschöpfe die Allmacht verborgen liegt, welche du Liebe nennst. Und wenn es auch so wäre (was ich aber noch nicht glaube): so soll doch dieser Schreihals die Grenzen, die ich ihm setzen will, nicht überschreiten. Ich werde dies Mädchen ohne allen Umgang mit Menschen erziehen; und — was willst du wetten? — dein mächtiger Instinkt wird sich in dieser Brust nicht regen. Aber regte er sich auch: er soll doch das kleine Geschöpf nicht listiger machen, als ich bin; wenigstens sollst du sehen, daß man ein Mädchen hüten kann. Eine Probe mit deinem Sohne, wovon du vorher sprachest, ist nicht entscheidend, so ehrlich du auch zu Werke zu gehen entschlossen bist;

denn ihr Menschen könnt nicht schweigen. Ich aber, guter Alter, kann das. Leb wohl; wir sehen uns wieder."

Rübezahl erhob sich mit dem kleinen Mädchen in die Luft, und verschwand in der Gegend des höhern Gebirges.

Das kleine Geschöpf, mit dem die wichtige Probe angestellt werden sollte, war ein Kind der heißesten, unglücklichsten Liebe. Die Mutter, welche es geboren hatte, war das schönste Mädchen ihrer Gegend, die Tochter eines stolzen Sächsischen Ritters. Ein junger, muthiger, aber armer Edelknecht, im Dienste ihres Vaters, gewann ihr Herz. Beide Liebende sahen die Unmöglichkeit, einander zu besitzen; doch so wie ihre Hoffnungen schwanden, stieg ihr Muth, ihre Entschlossenheit, mit ihrer Leidenschaft. Das Fräulein öffnete endlich dem geliebten Jünglinge ihr keusches Schlafgemach; sie konnte ihm ihre Hand nicht geben, und gab ihm ihre Unschuld.

Schon acht Monate trug Kunigunde den

Zeugen ihrer verborgenen Zärtlichkeit unter dem Herzen, als ihr Vater zu einer Fehde auszog. Ihr Geliebter blieb unter dem Vorwande einer Krankheit auf der Burg, und nach einigen Tagen entflohen Beide. Arm, verlassen, umher irrend, ohne Obdach, ohne Freunde, und dennoch unaussprechlich glücklich, kamen sie am Fuße des Riesengebirges an. „Endlich!" rief das erschöpfte Weib mit freudigen Blicken, und schlang ihre Arme um den geliebten Mann: „endlich! Diese unzugänglichen Felsen werden uns schützen!" Sie foderte von der Natur weiter nichts als Leben und einen Raum zu ihren Umarmungen; ihr Glück lag in ihrem vollen Herzen.

Rübezahl war schon eine Zeit lang unsichtbar neben den Liebenden her gegangen. Es rührte ihn, daß der junge Mann mit den besorgtesten Blicken hier einen Stein aus dem Wege riß, dort in die Dornen sprang und sie mit blutigen Händen aus dem Wege beugte, dann wieder das junge,

zarte Weib mehr trug als führte. Wären sie alle, dachte er, wie dieses Paar, es würde eine Freude seyn, ihnen zu helfen. — Er ebnete vor ihnen den Weg, den sie gehen wollten.

Endlich setzte sich Kunigunde auf ein Felsstück. Der Geliebte nahm sie in seine Arme, und an seinen Lippen vergaß sie den beschwerlichen Weg, die dunkle Zukunft. Er sah mit begierigen Blicken in den Felsen umher nach einer Grotte; doch er fand weder die, noch Nahrung, und klagte sich selbst als den Mörder des edelsten Geschöpfes an. Kunigunde schien ihren traurigen Zustand gar nicht zu fühlen; sie erheiterte den Geliebten, und sagte zärtlich: „in deinen Armen ist auch der Tod ein Glück."

„Die seltsamen Menschen!" dachte Rübezahl. „Wie kann neben einer so zärtlichen, alles aufopfernden Großmuth in ihren Herzen der elendeste Eigennutz wohnen! neben dieser Liebe, dieser hohen Freundschaft, die ich in den Gefilden der Geister-

welt nicht reiner gefunden habe, die größte Niedrigkeit!" — Auf seinen Wink stieg hinter den Felsen eine niedliche Hütte hervor. Nun zeigte er sich den Liebenden in der Gestalt eines Landmannes, und bat sie, bei ihm einzukehren. Beide wußten nicht, wie sie ihm ihre Dankbarkeit genug bezeugen sollten, und er konnte sie nur mit Mühe beruhigen. Als er ihnen dann die Hütte, mit dem Garten und dem Felde daneben schenkte, blieb ihnen gar kein Wunsch mehr übrig.

Endlich kam die Stunde der Geburt. Diese kostete dem jungen Weibe nach einigen Tagen das Leben; und nach einem Monate tödtete der Gram auch den Vater des Kindes. Nun war Rübezahl auf einmal im Besitz eines Menschen. Er hatte den Eltern versprochen, ihre Tochter nicht zu verlassen, und wollte sein Versprechen erfüllen. Als der Vater begraben war, nahm er das Kind auf seine Arme, und sagte: „was ich thun kann, armes Ge-

schöpf, will ich für dich thun. Wenn ich es nur verstände, mit euch umzugehen!"

Er fragte seinen Philosophen um Rath. Das Gespräch zwischen Beiden kam von der Geschichte der Eltern auf die Liebe, und so gerieth der Geist auf den Gedanken, die Behauptungen des Philosophen von den Wirkungen dieser Leidenschaft durch die Erfahrung zu widerlegen.

Als er das kleine Mädchen mit sich in die Luft genommen hatte, sah er sich nach einem gänzlich abgesonderten Felsen um. Er fand einen, wie er ihn wünschte, und schwebte sogleich auf ihn nieder. Auf seinen Wink versanken rings umher alle Ausgänge, und der Felsen, die künftige Wohnung des Mädchens, hob sich nun auf allen Seiten steil empor. Die Wände desselben waren so glatt, daß auch nicht einmal ein Vogel eine Spalte daran fand, worin er hätte nisten können. Die Gegend umher wurde eine völlig unfruchtbare Wildniß; doch oben auf dem Felsen verbreitete Rü-

bezahl den ganzen Reichthum der Natur: eine niedliche Hütte stand in dem Schatten duftender Linden; eine frische Quelle rieselte klar aus einer Felswand hervor, schlängelte sich in vielen Krümmungen durch ein Dach von Blumen, und verlor sich dann in eine Spalte des Gesteins; eine Hecke von Rosen umgab die ganze Felseninsel; die Früchte aller Jahrszeiten, die Blumen aller Monate, deckten Zweige und Boden. Auf diesem weideten Lämmer, und ein Paar Kühe lagen im fetten Klee. Reiches Futter mußte in Kurzem alle Singvögel der Gegend herbei ziehen, und tausend Stimmen das kleine Paradies beleben.

Als Rübezahl dies alles in einem Augenblicke gethan hatte, trug er das schlummernde Kind auf ein weiches Lager. Dann betrachtete er es lächelnd, und sagte: „Die Liebe machte deine Eltern unglücklich; deine Brust, holdes Kind, will ich vor ihren Pfeilen sichern: sie soll nur von der Freude, nicht von der Liebe, gehoben werden.“

Er verließ nun die Felseninsel wieder, um den alten Philosophen zu besuchen. Sein Fußtritt stürzte noch rings umher die Felsen ein, so daß selbst der kühnste Jäger es nicht wagen konnte, sich der Wohnung des kleinen Mädchens zu nähern. Auch thürmte er eine Mauer rings um den Rand des Felsen auf, so daß Agnes selbst gehindert wurde, in das Thal hinab zu blicken.

Rübezahl erzählte dem alten Balduin, welche Anstalten er getroffen hatte, Agnes — so hieß das Mädchen — von den Menschen abzusondern. Und dennoch, erwiederte Balduin, wird die Liebe in ihrer Brust erwachen — wenn gleich nur als eine namen- und gegenstandslose Sehnsucht. Ob sie dann glücklich seyn wird, muß uns die Zeit lehren.

„Die Liebe wird nicht in ihr erwachen," erwiederte Rübezahl lächelnd. „Du sagst, sie ist ein geflügelter Gott; ich stehe dir aber dafür, daß dieser Gott, und wenn

er auch Adlerflügel hätte, nicht auf meinen Felsen kommen soll."

Ach! wollte der Himmel, seufzte Balduin, daß der Mensch diese tobende, quälende Leidenschaft, die Liebe, nie kennen zu lernen brauchte! Mit schmeichelnder Hand nimmt sie ihm das Herz aus der Brust, um es zu zerdrücken; sie giebt ihm Riesenkräfte, damit er sich selbst abmatte; sie verspricht ihm den ganzen Himmel: und wenn sich das Herz öffnet, ihn aufzunehmen, dann gießt sie den bittersten Wermuth hinein. Du kennest meine Geschichte, Rübezahl; du weißt, wie unglücklich die Liebe mich gemacht hat.

„Zur Genüge, guter Freund. Wenn du es wünschest, so will ich dich eben so mit Abgründen einbauen, wie mein Mädchen, und ich stehe dir dafür, dein Sohn soll ein Greis werden, ohne die Liebe kennen zu lernen. Ich werfe dort hinten gegen die Ebene noch einige Felsen vor, und dein Sohn ist von den Menschen eben so abgesondert, wie Agnes."

Der Philosoph sann ein wenig nach, und — erlaubte es; doch mit der Bedingung, daß es von ihm abhangen müßte, den Weg wieder zu öffnen, so bald es ihm gefiele. Rübezahl willigte lächelnd ein. Ein Paar Felsen verschütteten sogleich den einzigen Weg, der zu Balduins Wohnung führte, und auch dieser war nun mit seinem Sohne Herrmann gänzlich von anderen Menschen getrennt. Dafür wurde indeß Rübezahl desto mehr sein Freund: er schaffte alles an, was zu der Erziehung des jungen Herrmann gehörte, und Balduin hatte nie glücklicher gelebt als jetzt in seiner völligen Einsamkeit.

Eine andre Freundschaft als die zwischen Rübezahl, der nie etwas foderte, und zwischen Balduin, der nicht einmal dankbar zu seyn brauchte, möchte wohl schwerlich bis zum entscheidenden Zeitpunkte der Probe gedauert haben; doch diese dauerte wirklich so lange: vielleicht mit darum, weil Rübezahl bei der Erziehung seiner Agnes

den Rath des alten Philosophen eben so nöthig hatte, wie dieser zu seinen Bedürfnissen des Geistes Hülfe.

Alles ging sehr gut von Statten. Trotz Balduins Vorhersagungen, daß Agnes ohne die Hülfe einer Wärterin und des Laufzaums immer nur kriechen würde, lernte sie gehen, und auch sprechen. Niemals hatte sie lange Weile. Zur großen Freude ihres Pflegevaters jagte sie sich mit ihren Kaninchen ganze Stunden auf dem Felsen umher; dann spielte sie an der Quelle mit den Blumen, ohne nach einem Menschen zu verlangen. Der ganzen Natur um sich her gab sie Leben und Gefühl: sie sprach mit den im Winde nickenden Blumen, liebkosete den duftenden Stauden, zwitscherte den singenden Vögeln fröhlich nach, jagte sich laut lachend mit ihrem Hündchen, schloß eine zärtliche Freundschaft mit ihren Lämmern, schalt auf die wilden Kaninchen, ehrte die hohen Buchen und Linden, plauderte mit der rieselnden Quelle, betrachtete

mit Ehrfurcht das Gewölbe des Himmels, und zitterte vor dem rollenden Donner.

Oft saß Agnes auch unter einem Rosengebüsche, und lockte mit zärtlichem Girren, mit freundlich vertraulichen Blicken die liebe Taube. Diese flog heran, setzte sich auf ihren Schooß, oder hüpfte auf ihre Schulter, und schlug sie zärtlich mit den Flügeln. Agnes streichelte die Taube, ließ sie das Futter zwischen ihren Lippen wegnehmen, und verbarg sie, wenn es regnete, an ihrer Brust; mit Einem Worte: die Taube war ihre geliebte Freundin. Bis jetzt hatte Agnes die Mauer, welche sich um den Felsen her zog, noch nicht einmal bemerkt. Alle ihre Gedanken, ihre Wünsche, und sogar ihre Träume, blieben in dem Kreise der Rosenhecke; es ahnete ihr nicht einmal, daß außer ihr und ihrem Vater noch andre, ihnen ähnliche Geschöpfe da seyn könnten. In jeder Woche brachte Rübezahl einen Tag bei seinem Philosophen zu, und Agnes fragte nie: wo gehst du hin? — Wenn

er dann wieder aus dem Gebüsche hervor trat, flog sie ihm mit einem Freudengeschrei entgegen, und erzählte ihm, auf seinen Knieen sitzend, wie fröhlich sie heute gewesen wäre und gespielt hätte.

Rübezahl hatte eine reine Liebe zu Agnes, die er vor den Unruhen des menschlichen Herzens verwahren wollte. Je größer sie wurde, desto mehr mußte sie sich nützlich beschäftigen: die Blumen kamen nicht mehr von selbst hervor, und die Stauden vertrockneten, wenn sie keine Pflege erhielten. Nun lehrte Rübezahl Agnes Blumen ziehen, Stauden pflanzen, und den Garten bearbeiten. Auf einer Spindel, die er ihr schnitzte, spann sie die seidene Wolle ihrer Lämmer, oder den Flachs, den sie selbst gebauet hatte. Auch webte sie jetzt ihre Kleidung sich selbst, und diese leichten Arbeiten wurden das Vergnügen ihres Lebens. Rübezahl gab ihr nach einiger Zeit eine Laute, lehrte sie das Instrument spielen, und Lieder — an die Freude, an den

Fleiß, an die Natur — dazu singen. Agnes sang mit einer lieblichen Stimme die Lieder ihres Lehrers, und sie selbst dichtete in der Einsamkeit manches an ihre Lämmer, an ihre Blumen, und besonders an ihre Taube.

So entfloh unter Freude, Arbeit und Gesang ein Jahr nach dem andern, und Agnes erreichte ein Alter von vierzehn Jahren. Holde Unschuld lag in ihrem ganzen Gesichte, vertrauliche Freundlichkeit lächelte auf ihren zarten rothen Lippen und in ihren heitern blauen Augen. Sie war schön wie ihre Mutter, aber noch tausendmal reitzender: ihre blonden Locken schwammen leicht um ihre Stirn, auf die Schultern und über den Rücken hinab. Ein Kranz von Blumen, den sie sich jeden Morgen flocht, war ihr einziger Putz. Nie wurde sie durch rauhe Witterung genöthigt, etwas in ihrer Kleidung zu verändern: denn die sanfte Luft eines ewigen Frühlings zauberte auf diesem Felsen den lauen Himmel

Griechenlands hervor. Sie trug nur ein einziges Gewand, das ihr bis auf die Füße floß; die Bequemlichkeit lehrte sie es unter der Brust gürten und bei dem Arbeiten aufschürzen.

Noch immer blieben ihre Gedanken in dem Umkreise ihrer Mauern. Wenn der Mond über die letzte Rosenhecke hervorstieg, empfing sie ihn mit frohen Blicken, und zuweilen fragte sie ihren Lehrer wohl: woher kommt er mit seinem schönen Lichte? Rübezahl antwortete: „ich weiß es eben so wenig, wie du, Agnes;" und sie war damit zufrieden. Nicht wahr? fragte sie lächelnd: er geht, wenn er die Nacht hindurch geleuchtet hat, zur Ruhe, wie ich, wie die Sonne, die Vögel, und meine Taube am Abend? — Aber nie kam sie auf den Gedanken, jenseits der Mauer seine Ruhestätte zu suchen.

Mit kluger Vorsicht hatte Rübezahl alles verhütet, was ihr eine Vorstellung von dem Werden der lebendigen Geschöpfe

geben konnte: sie sah die Nester der Vögel nicht; alles war auf ihrer Felseninsel, nichts wurde, nur die Pflanzen ausgenommen. So wie sie das Werden nie sah, so hatte sie auch den Tod nie gesehen. Die ganze lebendige Natur schien ihr ein ewiges Selbst; und da Rübezahl sie die Zeit nicht nach Jahren zählen lehrte, so kam sie nie auf die Frage: wann wurde ich? — Ich bin! das war ihr einziger Gedanke. Was sie um sich hatte, das kannte sie; es reichte hin, sie glücklich zu machen, und nie hob irgend ein Verlangen ihre Brust.

Herrmann, der Sohn des Philosophen, wurde freilich anders erzogen, so sehr auch Rübezahl darauf drang, daß er eben so unwissend bleiben sollte, wie Agnes, und so sehr auch Balduin sich vorgesetzt hatte, dieses Verlangen zu erfüllen. Es ging dem Manne, wie es dem alten Astramond in Idris und Zenide geht: er hat Lila überredet, daß, außer ihr, ihm und den Thie-

ren, nichts Lebendes auf der Erde sey; und dennoch spricht er von Rittern, von grausamen Schönen, von Königen, die aus ihrer Hand das Diadem bekommen werden. — Balduin vergaß sehr oft, daß Herrman nichts von den Menschen wissen sollte; er brauchte die Vorstellung von ihnen beinahe jeden Augenblick, wenigstens zu einem Gleichnisse, und zuletzt mußte er sich freiwillig zu dem Geständnisse, daß die Erde voll Menschen sey, entschließen. So veranlaßte er den Knaben zu tausend verschiedenen Fragen; und seine dunkeln Antworten warfen Feuer in dessen Phantasie, so daß er noch neugieriger wurde. Der Knabe fing nun bald an, mit seinen Gedanken über die Felsen wegzuschweifen, welche ihm die Ebene verbargen; und den mühsamen, gefährlichen Weg zu ihrem Gipfel hinan zu klimmen, war ihm lieber, als das Spiel auf der blumenvollen Wiese vor seiner Hütte.

„Siehst du sein Verlangen nach Men-

schen?" sagte Balduin. Rübezahl fand das in diesem Falle sehr natürlich; er erzählte aber dagegen von der Zufriedenheit seiner Agnes, und zog daraus den Schluß, daß die Liebe eine künstliche Pflanze sey, deren Keim nur die von andern Menschen entzündete Phantasie entwickle. Er glaubte beinahe den Sieg über den Philosophen in Händen zu haben; doch jetzt, in einem Alter von funfzehn Jahren, fing Agnes selbst an, ihn wegen seines Triumphes besorgt zu machen.

Ihr Frohsinn war nicht mehr so laut, so anhaltend, wie sonst. Als Rübezahl dies bemerkte, vermehrte er ihre Arbeiten; und ihre reine, arglose, ahnungslose Fröhlichkeit kehrte zurück: doch nur auf einige Tage; dann zeigte sich in ihrem Auge wieder — nicht eben Trauer, aber doch eine stillere, in sich gekehrte Heiterkeit, ein ruhiger Ernst. Die wilden Spiele mit ihren Kaninchen hörten auf, der Ton ihrer Stimme wurde sanfter, ihre Bewegungen weniger lebhaft,

ihre Gesänge ausdrucksvoller, ihr Gang langsamer. Jetzt stand sie Minuten, dann Viertel-, und endlich ganze Stunden schweigend unter dem Himmel, betrachtete seine Sterne, oder verfolgte den Mond mit ihren Blicken bis jenseits der Mauer. Fragte ihr Lehrer: wonach siehst du? dann wußte sie selbst nicht zu sagen, warum sie den Anblick des hohen Sterngewölbes jetzt schöner fände, als ehemals.

„Mich dünkt, Agnes," sagte Rübezahl, „du liebst deine Lämmer nicht mehr so, wie sonst, und auch deine Taube nicht." Agnes lockte die Lämmer an sich, und liebkos'te der Taube; aber nur einige Augenblicke. „Ehemals spieltest du länger mit ihr," sagte Rübezahl; „warum jetzt nicht?" Agnes wußte nichts zu antworten, und zweifelte, ob ihr Vater auch Recht habe. Ich glaube, sagte sie lächelnd, man wird ernster, so wie man größer wird.

Sollte mein Philosoph dennoch Recht haben? dachte Rübezahl; und er forschte

genau nach den inneren Empfindungen, nach den geheimsten Gefühlen seiner Agnes. Sie erzählte ihm mit der arglosesten Unschuld; aber — sie konnte ihm weiter nichts sagen, als daß sie jetzt den Abendhimmel so gern betrachte, weil er größer sey, als der Garten; und daß sie wünschte, einmal wie ein Vogel in das blaue Gewölbe hinein fliegen, und den Lauf des stillen Mondes begleiten zu können.

„Das ist unmöglich, liebes Kind," sagte Rübezahl. — Ich weiß es, erwiederte Agnes sanft; auch möchte ich es nur, wenn es möglich wäre!

Der Geist war nur zufrieden, daß Agnes nichts Anderes wünschte. Er sah nicht, daß ihr Wunsch von der Sehnsucht herrührte, in dem unermeßlichen Raume einen Gegenstand für ihre Empfindungen zu suchen. „Und wenn es möglich wäre," fragte er: „was wolltest du da?" — Auf diese Frage wußte Agnes wieder nicht zu antworten.

Diese gegenstandslosen Empfindungen und Gedanken vergingen; aber ach! sie kamen wieder, und jedes Mal mit größerer Stärke. Agnes saß jetzt oft in sehnsuchtsvolle Träumereien versunken, und weder das Girren der Taube auf ihrer Schulter, noch die fröhlichen Spiele der Lämmer konnten sie daraus erwecken.

Rübezahl warf ihr vor, sie wäre undankbar gegen die Geschöpfe, von denen sie so zärtlich geliebt würde. Nun drückte sie die Taube an ihre Brust, doch ohne den Blick von den Wolken abzuwenden. — Endlich, als ihres Vaters Vorwürfe nicht aufhörten, fing sie an, sich zu vertheidigen, und beschuldigte ihre Taube der Undankbarkeit. Glaube mir, setzte sie hinzu, und nickte mit dem Kopfe, als ob sie den Gedanken erst in diesem Augenblicke fände: — ich liebe meine Taube zärtlicher, als sie mich. Denn — fuhr sie nach einigem Nachdenken fort — ich sage ihr, daß ich sie liebe; aber die Taube? — sie kann ja nicht

reden! . . . Ach! wenn sie reden könnte, wie ich; du solltest sehen, wie lieb ich sie haben würde!

Rübezahl brach schnell das Gespräch ab; denn es schien ihm zu Vorstellungen zu führen, die er verhindern wollte. Agnes aber brach ihre Träume nicht eben so schnell ab. Das war es. Reden! Sie wünschte sich ein Geschöpf, das reden könnte, und sagte es ihrem Lehrer. „Nun, du hast ja mich, Agnes!" erwiederte er. Sie sank an seine Brust, und sagte: ja, dich habe ich. — „Und dennoch fehlt dir etwas?" — Sie wußte wieder nichts zu antworten; aber befriedigt war sie durch diesen Einwurf nicht. Sobald sie allein war, drückte sie die Taube an ihre Brust, und sagte: ach! wenn du reden könntest; wie lieb wollte ich dich haben! wie sehr lieb!

Jetzt tönten aus den Saiten ihrer Laute sehnsuchtsvolle, sanfte Melodieen, von Seufzern begleitet: nicht mehr die frohen Ge-

sänge ihrer Kindheit; ihre Lieder waren jetzt der Widerhall ihres bewegten Herzens. Verschlossen und in sich gekehrt ging sie unter den Bäumen, hatte die Arme über einander geschlagen, und ließ den Kopf auf den Busen nieder hangen. Ohne das Gezwitscher der Vögel zu hören, legte sie sich an die sanfter rieselnde Quelle, und stützte träumend die sinnende Stirn. Der Abend und die stille Nacht wurden ihre Lieblingszeit: dann saß sie mit der Laute im dichtesten Gebüsche, sang zu ihren Tönen, und heftete die Blicke unaufhörlich an den bestirnten Himmel, oder verfolgte mit ihnen den einsamen Gang des Mondes.

Rübezahl belauschte sie oft in ihren Träumereien, gegen die jetzt Vorwürfe, Ermahnungen, und selbst Arbeit, nicht mehr halfen. Sie spann, sie pflanzte, sie begoß ihre Blumen, sie webte: aber man sah an ihren Blicken, wie wenig diese Arbeiten ihre Theilnahme erregten; und sobald die Geschäfte des Tages vollendet waren,

ren, nahm sie seufzend ihre Laute, ging in das dunkelste Gebüsch, und sang mit bebender, gerührter Stimme.

Rübezahl dachte, als er sie eines Abends wieder behorchte: ja, mein Philosoph hat doch Recht! — Sie sang:

Du gehst so traurig durch die Wolken,
Und suchst, und findest nicht,
O Mond! und füllest alle Blumen
Mit deiner Thränen Thau.
Gewiß, gewiß, du weinst:
Du bist allein, wie ich!

Ich folge deinem hohen Gange
Mit stillem Trauerblick,
Und sanfte Töne meiner Laute
Begleiten immer dich.
Ich weine, Mond, mit dir:
Ich bin allein, wie du!

„Balduin," sagte der Geist bei der nächsten Unterredung mit seinem Freunde; „du scheinst Recht zu haben, wenigstens von

Einer Seite. Meine arme Agnes fühlt, daß sie allein ist, und wünscht sich Gesellschaft. Doch ob das nun dein Geschlechtstrieb sey, oder nur der Trieb zur Geselligkeit, das ist noch nicht ausgemacht."

Balduin triumphirte. „Aber gesetzt auch," fuhr Rübezahl fort, „es wäre der erste Keim der Liebe; so habe ich doch darin den Sieg, daß diese Liebe meiner Agnes nicht von ihrer Felseninsel herunter helfen soll. Wenigstens will ich allen Müttern durch ein Beispiel zeigen, daß es möglich ist, ein Mädchen zu hüten, wenn auch die Liebe anfängt, sich in der jungen Brust zu regen. Darauf biete ich dir noch einmal eine Wette an, so hoch du willst."

Nun, erwiederte Balduin; alle Mütter haben auch nicht gleich einen hohen, steilen Felsen, auf dem sie ihre Töchter einsperren können."

Der Geist erzählte nun umständlich, mit welchen Symptomen sich die Krankheit seiner Agnes äußere. Es war dem

Philosophen darum zu thun, sie ganz genau zu kennen, weil denn doch bei einem so erzogenen Mädchen alle Ausbrüche der Empfindungen rein-menschlich seyn mußten. Daher unterhielten sich die beiden Freunde jetzt wieder beständig von Agnes und ihrem Zustande.

Rübezahl war, sehr menschlich, auf den Gedanken gekommen, seiner Agnes eine Gesellschaft zu geben, nach der sie so sehr verlangte; und er schlug dazu den Sohn des Philosophen, den jungen Herrmann, vor, dem es ebenfalls unerträglich wurde, daß er nie über die steilen Felsen wegkonnte, hinter denen er Menschen ahnete, und sogar Mädchen. Der Jüngling war nehmlich so listig gewesen, von seinem Vater einige Worte über das weibliche Geschlecht und die Liebe herauszulocken. Jetzt erhoben sich in seiner Seele die seltsamsten Vorstellungen, die feurigsten Wünsche, die heftigsten Begierden; und wenn die Felsen am Ausgange nicht völlig unersteiglich ge-

wesen wären, er würde sie erstiegen haben. Schon hatte er tausend Wege versucht, sie zu erklimmen, um nur einen Blick in das Land zu thun, wo sich die lieblichen, reitzenden Geschöpfe, von denen sein Vater so räthselhaft redete und schwieg, befinden mußten. Wie gesagt, Rübezahl, der Geist, fühlte so menschlich, die Leiden der jungen Leute endigen zu wollen; doch Balduin, der Mensch, war so unmenschlich, ihn zu bitten, daß er die Probe mit Agnes fortsetzen möchte. Hat man doch, sagte er, Hunde lebendig geöffnet, und Schildkröten den halben Kopf weggeschnitten, um Versuche zu machen: und das thaten Philosophen!

Rübezahl schüttelte bedenklich den Kopf über die Philosophen und ihre Versuche. „Es ist dein Glück," sagte er, „daß die Geister nicht so philosophisch denken; Ihr würdet schlecht dabei fahren!" Indeß ergab er sich, da Balduin ihm versichernd sagte: „Agnes leidet nicht so schmerzlich,

als es dir scheint. Du weißt nicht, wie süß solche Thränen sind!"

Nach einiger Zeit fand Rübezahl das wirklich, und noch viel mehr, als er erwartet hatte: seine Agnes war wieder vollkommen zufrieden, ja noch fröhlicher, als er sie jemals gesehen hatte. Jetzt strahlte wieder ein lebendiges Roth von ihren sonst blassen Wangen; ihre Blicke funkelten von Entzücken; ihr Gang war leicht und tanzend, ihre Stimme laut und jauchzend. Rübezahl erstaunte über diese schnelle Veränderung, und fragte Agnes nach der Ursache ihrer Heiterkeit; sie konnte ihm aber weiter nichts sagen, als daß sie sich höchst glücklich fühle. Ihr Grübeln hatte aufgehört; ja, sie fragte sogar nichts mehr. Ihre Laute tönte wieder der Freude und dem Glücke; ein neues höheres Leben schien ihre Seele zu erfüllen, ihr ganzes Wesen sich geändert zu haben. Sie war innig bewegt, und konnte nicht Worte genug finden, ihre glücklichen Gefühle zu beschreiben; und so oft

sie es versuchte, glänzten Thränen der Wonne in ihren funkelnden Augen. Zuweilen legte sie sich auch wohl an Rübezahls Brust, und umarmte ihn mit großer Innigkeit. Sie ging jetzt öfter als je ganz einsam in die Alleen; aber sie tanzte dabei, und jauchzte vor Freude. Rübezahl bemerkte das mit neuem Erstaunen, und eilte zu seinem Philosophen, sich Raths zu erholen.

Auch der alte Balduin konnte Agnes Frohsinn nicht begreifen. Eine Ursache mußte indeß aufgefunden werden; man überredete sich daher, Agnes sey krank gewesen, und ihre jetzige Fröhlichkeit sey das schöne Gefühl der wieder hergestellten Gesundheit.

Der Geist befragte nach seiner Rückkehr Agnes selbst. Sie bejahete alles, und sagte endlich mit lauter Freude: ja, ich war krank; doch nun bin ich wieder gesund, auf ewig gesund! — Sie blieb gesund, und ihr Glück, wie ihre Freude, vergrößerte sich mit jedem Tage.

So hatte denn Rübezahl sein Spiel gegen den alten Propheten gewonnen. Jetzt war er seiner Sache so gewiß, daß er Agnes sogar zu verstehen gab, es könnten jenseits ihrer Rosenhecke wohl noch andre ihr ähnliche Geschöpfe seyn. Sie hörte diese Vermuthung mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an, und warf nicht einmal einen Blick auf die Mauer, durch welche sie von den Geschöpfen ihrer Art getrennt wurde.

Rübezahl wagte es nun sogar, zu fragen, ob sie sich nicht einmal von dem Felsen hinab wünsche. Sie antwortete: warum sollte ich das! Bin ich doch hier so glücklich! Und schon in demselben Augenblicke schien sie die Frage vergessen zu haben: sie verfolgte singend und hüpfend ein Paar Schmetterlinge, und begoß dann ruhig ihre Blumen.

Der alte Balduin wunderte sich eben so sehr, wie der Geist, daß sein Instinkt sich bei diesem Mädchen gar nicht zeigen

wollte. Er sagte zwar: gieb Acht, es wird noch kommen! Agnes war aber schon sechzehn Jahre alt, und Balduin selber zweifelte zuweilen, ob bei ihr dieser Trieb, da er so lange geschwiegen hatte, sich jetzt noch regen würde. Indeß ganz konnte er den Glauben an die Allgemeinheit des Instinktes dennoch nicht aufgeben.

Er hatte vollkommen Recht. Agnes Fröhlichkeit, die ihn, wie seinen Freund, in Verwunderung setzte, war nichts andres als eine Folge ihrer erwachten und beglückten Liebe.

Der junge Herrmann hatte schon lange, doch immer vergebens, einen Weg aus den Felsen gesucht. Zuletzt würde er auch gewiß ein Mittel hinüber zu kommen gefunden haben, wenn nicht Rübezahl, der ihn und seine Arbeiten beobachtete, immer in einer Minute die Arbeiten ganzer Tage wieder zerstört hätte, weil er wohl sah, daß die Kraft eines höheren Wesens dazu gehörte, den Jüngling im Thale fest zu halten.

Herrmann, der bei allen Hindernissen den Muth nicht verlor, entschloß sich endlich, das unnütze Arbeiten aufzugeben und List zu gebrauchen. Wenn der alte Mann — Rübezahl hatte die Gestalt eines Greises angenommen — zu seinem Vater kam, befahl ihm dieser jedes Mal, zu gehen, so gern er auch sonst in seines Sohnes Gesellschaft war; und die beiden Alten blieben dann den ganzen Tag beisammen. Was sprachen sie mit einander? Wovon sonst, meinte Herrmann, als von dem, was seine Brust so gänzlich erfüllte: von den Menschen, und von der Liebe! Vielleicht konnten sie wohl gar von dem Wege sprechen, der in das ersehnte Land führte. Er zitterte vor Freude bei diesem Gedanken, und beschloß, sie zu behorchen. Als der fremde Greis das nächste Mal wiederkam, war Herrmann schon längst mit Bogen und Pfeilen auf die Jagd gegangen; er hatte sogar Lebensmittel für den ganzen Tag mit sich genommen, so daß die beiden Alten völlig

sicher mit einander sprechen konnten. Heimlich aber war er zurückgekehrt, und saß in seinem Schlafgemache, das er schon am frühen Morgen verfinstert hatte, still wie der Tod. Er durfte nicht fürchten, entdeckt zu werden; denn sein Vater ging nie in das Schlafzimmer des Sohnes, weil er glaubte, auch ein Jüngling habe das Recht, Geheimnisse für sich zu behalten.

Herrmann legte das Ohr an die Thür, und horchte. Als er den Alten von der Trauer des einsamen Mädchens reden hörte, fing sein Herz an zu pochen, und seine Augen funkelten. Der Greis beschrieb dann des Mädchens reitzende Gestalt, und wiederholte ihre Worte, ihren Gesang an den Mond. Des Jünglings Herz zerschmolz in Mitleiden. Er hörte, daß der Alte am Abend zu dem Mädchen zurückkehren werde; in einzelnen Worten auch, daß sie auf einem hohen, steilen Felsen wohne, und daß es unmögiich sey, da hinauf zu kommen. Sein ganzer Körper bebte, und das

Blut floh aus seinen Wangen. Der Alte sprach noch von des Mädchens Sehnsucht nach Menschen; und Herrmann seufzte: wie ich! wie ich!

Er versank in süße Träume, und tausend seltsame Bilder flogen durch seine Phantasie. „Ein Mädchen! Wie ist es gestaltet?" Ungefähr wie er selbst: das hatte er sich aus dem Gespräche zusammen gesetzt. „Ein Mädchen! Und mich nannten sie einen Jüngling." Er hörte seinen Vater die Gewalt der Liebe schildern, und schon bei diesen Worten schlug sein Herz in ungestümer Liebe zu der theuren Agnes.

„Wo ist sie? wo der Felsen, auf dem sie wohnt?" Er hörte, daß ihr Aufenthalt ein Geheimniß seyn sollte. „O," seufzte er schmerzlich, „wer wird mir sagen, wo ich es finden kann, das holde, theure, geliebte Mädchen!" Leise stieg er aus dem Hinterfenster, und verbarg sich zwischen den Felsen, wohin sein Vater den Greis nach jedem Besuche zu begleiten pflegte.

Beide kamen am Abend. Der räthselhafte Alte sprach, ehe er Abschied nahm, noch lange mit Balduin, und zeigte mehrere Male auf eine wilde Gegend hin. „Sollte sie wohl da leben?“ dachte Herrmann. Auf einmal lös'te sich jetzt zu seinem Erstaunen der Alte in einen Nebel auf, der dann in die Höhe stieg, und sich oben in den Klippen verlor, die hier gräßlich durch einander lagen. Der Jüngling sah dem Nebel nach, so weit er konnte, und kehrte dann traurig zu seinem Vater zurück. Er zitterte vor dem wunderbaren Greise, der ein Mensch war, und zugleich eine Nebelwolke; aber dennoch wagte er es, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen.

Bei seinem Horchen hatte er auch gehört, daß eben dieser Greis seine Versuche, zu entfliehen, immer vereitelte. Zu seinem Vergnügen glaubte man aber, er wäre nur an der entgegengesetzten Seite des Thales beschäftigt. Er beschloß daher, die Arbeiten dort zuweilen fortzusetzen, damit

seine Aufseher irre geführt würden, seinen eigentlichen Plan aber mit der größten Vorsicht zu verbergen.

Sobald Rübezahl wieder zum Besuche kam, eilte Herrmann auf dessen Wege die Felsen hinan. Von seinen vergeblichen Arbeiten her war er gewohnt, wie eine Gemse zu klettern: er überstieg alle Klippen, sprang mit dem kühnsten Muthe über die furchtbarsten Schlünde, und behielt dabei eine hohe Klippe, an welcher der Nebel verschwunden war, immer im Auge. Wo er einen steilen, glatten Felsen bemerkte, da starrte er hinauf, und gab sich Mühe, ihn zu erklettern. Er stieg auf Klippen, auf die vor ihm wohl nie ein Mensch gekommen seyn mochte; doch nirgends fand er, was er suchte: die Bäume, die Hütte, das Mädchen, von denen der wunderbare Alte geredet hatte.

Endlich, als er immer tiefer in die Klippen drang, sah er sich an dem Fuße des höchsten Felsens, dessen Wände so glatt

waren, wie polirter Marmor. Er umging ihn von allen Seiten; doch auf jeder war er gleich-senkrecht. Nun erstieg er eine Klippe in der Ferne, und sah über dem Rande des Felsens die Wipfel blühender Bäume hervorragen. „O, hier!" rief er, und seine funkelnden Augen starrten dahin. Er eilte wieder in das Thal hinunter, und sah die glatte Wand hinauf; da war aber auch nicht einmal eine Spalte, in die er nur einen Finger hätte setzen können.

Er ging um den Felsen her, und rief mit lauter Stimme: „Agnes!" Doch nur das Echo gab ihm Antwort. Nun erstieg er den nächsten Felsen, und rief wohl tausend Mal den Nahmen: Agnes! Doch immer antwortete ihm nur der Widerhall. Endlich ergriffen ihn Grimm und Verzweiflung. Er zerbrach seinen Bogen, seine Pfeile, und riß das Hiefhorn von der Seite, um es an dem Felsen zu zerschmettern. Aber auf einmal dachte er: dies ist das Mittel! Er setzte das Horn an den

Mund, und fing schmetternd an zu blasen, daß es rings in den Klippen widerhallte. „O Agnes!“ rief er dann, und streckte die Arme nach dem Felsen aus: „Geliebte! hörst du nicht endlich, daß ich hier bin?“

Agnes hatte ihn gehört. So eben saß sie wieder in dem dunkelsten Gebüsche des Gartens, und dachte mit Wehmuth daran, daß sie allein war. Ach, seufzte sie, werde ich immer, immer hier bleiben müssen, und immer allein? Jetzt tönte das Horn hinter der Mauer herauf; und sie horchte. Noch einmal schmetterte es in den Klippen; sie sprang auf, und lief an die Seite des Gartens, woher die Töne kamen. Alles war fürchterlich still. Zum dritten Mal ertönte das Horn hinter der Mauer herauf, wie aus der Unendlichkeit her; Agnes fühlte ein Grauen, und starrte die Mauer an. Hinter ihr, so bildete sie sich ein, war dichte Finsterniß, ein unermeßlicher Abgrund. Wer mag da rufen? dachte sie, erbebend. Ach, dort, tief in den dunkeln

Schlünden — wer kann dort seyn?" Sie horchte, und vernahm eine sanfte himmlische Melodie, Töne, so süß und schmelzend, wie sie nur ihre Seele sich denken konnte. Es drangen Thränen aus ihren Augen, und dennoch rang sie vor Angst die Hände. Sie rief in wildem Schrecken fürchterlich laut den Nahmen ihres Vaters; und soglcich verstummten die lieblichen Töne.

Herrmann hatte ihr Geschrei gehört. Er ließ, als er eine Stimme vernahm, seine Flöte, die er immer bei sich trug, aus den zitternden Händen fallen, und horchte. Alles war wieder still; und nun fing er an, mit rührender Stimme ein Lied zu singen, das er in diesen Tagen an seine unbekannte Geliebte gemacht hatte.

Werd' ich denn dich niemals finden?
Ach, bei Mond- und Sonnenstrahl
Such' ich dich in dunkeln Gründen,
Such' ich dich im Felsenthal.

Auf den steilsten Klippenwegen,
Ueber Höh'n, durch Dorn und Wald
Dring' ich, holde Traumgestalt,
Dir mit Schmerz und Lust entgegen.

Wer kann Agnes Empfindungen beschreiben, als sie eine Menschenstimme hörte, und eine, die — das hoffte sie mit dem Entzücken des Himmels! — von ihr sang! Ein tausendfaches neues Leben erhob sich in ihrer Brust, und erfüllte sie mit Entzücken, mit unaussprechlicher Wonne. Sie wollte reden; doch ihre bebenden Lippen konnten die von Seufzern zerrissenen Worte nicht aussprechen. „O bleib! bleib!" brachte sie endlich, mit fliegender Brust, nur halb deutlich hervor. Auf Einmal hörte sie ihren Nahmen: Agnes! laut rufen. Sie lief ängstlich an der Mauer hin und her, und rief in schrecklicher Angst aufs neue: „o bleib! bleib! ... Ich komme! ich komme!" setzte sie hinzu, weil sie befürchtete, daß die Stimme, die ihrem Ohre so

wohlthat, sich entfernen möchte. Aber, ach! sie wußte noch nicht, wie sie über die Mauer weg sehen sollte, zu der sie sich erst durch die Dornen der Rosen drängen mußte.

Schnell holte sie ein Tischchen, und dann einen Stuhl, den sie auf jenes setzte. Sie stieg hinauf, und ragte nun bis an den Busen über die Mauer hervor. Anfangs irrte ihr Auge, wie geblendet, in der Gegend umher; doch, die Töne: „Agnes, geliebte, theure Agnes!" zogen ihre Blicke sogleich dahin, wo Herrmann stand. Er streckte ihr die Arme entgegen, und rief mit zitternder Freude: o Agnes! wie lieb' ich dich! — Sie lächelte ihm zu, und nannte ihn mit den zärtlichsten Nahmen, die sie wußte: „Taube, Mond, Sonne!" und endlich auch: „geliebtes, theures Wesen!"

Die Augenblicke waren kostbar. Sobald der erste Sturm des Entzückens sich gelegt hatte, fragte Herrmann: ob es keinen Weg von dem Felsen herunter gäbe.

Agnes erhob sich, so hoch sie konnte; es war ihr, als ob sie sich in seine Arme hinab stürzen sollte. Beide klagten; denn sie sahen keine Möglichkeit, zu einander zu kommen. Die Sonne sank tiefer, und Herrmann fühlte, daß er seine Geliebte verlassen mußte, wenn er sie nicht ganz verlieren wollte. Agnes bat ihn dringend, noch zu bleiben; und nun gestand er ihr sein Verhältniß mit ihrem alten Hüter.

Der Himmel hat uns zusammen geführt, sagte er zuletzt; und nichts soll uns trennen. Dein Felsen wird nicht unersteiglich seyn. Die Liebe muß mich ein Mittel lehren, dich zu retten. Aber, Agnes, soll ich dich nicht auf immer verlieren, so schweig! Dein Tyrann hat die Absicht, dich ewig dort oben einzukerkern. Merkt er, daß du nur weißt, es giebt noch einen Menschen außer ihm, so versperrt er den Weg zu dir mit unersteiglichen Felsen. Du weißt nicht, wie mächtig er ist!

„Mächtig?" rief Agnes; „o, er soll

es mir doch nicht wehren, mich von diesem Felsen hinunter zu stürzen; ach! und wenn ich nur einen Augenblick bei dir seyn könnte, dann . . . Dich verlieren? Nein, ich will schweigen. Nur komm bald wieder zu mir."

Das versprach Herrmann, als er sich endlich von dem geliebten Felsen entfernte, weil die Sonne dem Horizonte schon sehr nahe war. Er sprang die Klippen hinunter, und entging den Blicken des mächtigen Geistes.

Tyrann? Kerkermeister? dachte Agnes, als sie allein war. Sie liebte ihren Wohlthäter zärtlich, und hätte ihm so gern alles entdeckt; aber dann stand sie ja in Gefahr, ihn, den sie mehr liebte, als sich selbst, zu verlieren! — Heute konnte sie ihren Lehrer unmöglich sehen; sie war ja ihrer selbst nicht mächtig. Sie legte sich geschwind auf ihr Lager, und als er wieder kam, schlief sie schon fest.

Die sechs Sonnen, die erst über ihrem

Felsen weggleiten sollten, ehe sie den Geliebten wiedersähe, schienen ihr erstaunlich träge; aber troz ihrer peinlichen langen Weile, wurden ihr dennoch die Tage zu Minuten: so viel hatte sie zu denken, zu vermuthen, zu träumen, zu genießen! Noch wußte sie gar nichts. Wer war das Wesen, das sie so innig, so unaussprechlich liebte? Wo lebte es? War es wie sie? war es ein Mensch? Das Alles sollte sie erst nach sechs langen Tagen erfahren. Wohl tausendmal schwebte ihr schon eine Frage an ihren Vater auf den Lippen; aber — sie schwieg ängstlich und zitternd, weil der geliebte Unbekannte es von ihr gefodert hatte. Sie floh, sehr glücklich und sehr unglücklich, in die Einsamkeit, weinte da, und zählte an den Schlägen ihres Herzens die Länge des Tages.

Dem Jünglinge ging es fast eben so; doch währten ihm die sechs Tage weniger lang, weil er mit den gespanntesten Kräften seiner Seele auf Mittel sann, den Fel-

sen zu ersteigen. Er dachte an eine Leiter. Aber wie sollte er sie über die Felsen schaffen? Und dort in der Nähe des Felsens war nicht einmal ein Baum, aus dem er sie verfertigen konnte; ja, wenn er auch eine zu Stande brachte — wo sollte er sie vor den Augen des wunderbaren Alten verbergen?

Und dennoch mußte er eine Leiter haben. Auf einmal fiel ihm ein, er könnte ja eine von Stricken machen; die ließe sich tragen und verbergen. Mit freudiger Eil holte er alle seine Jagd- und Fischnetze, nahm alle Seile, die in der Hütte waren, und flocht noch andre von Weiden zusammen. Tag und Nacht verfertigte er nur Seile, und am fünften Tage war die Leiter vollendet.

Er machte schon Proben damit, als er sie erst zur Hälfte fertig hatte, und bemerkte Fehler und Vortheile. Jetzt befestigte er ein Paar eiserne Haken daran; dann trug er sie noch Abends vorher den

halben Weg zu dem Felsen, und verbarg sie in eine finstere Höhle. Sobald am folgenden Morgen der Greis bei seinem Vater war, eilte er die Felsen hinan, holte seine Leiter, und schleppte sie, fast unter der Last erliegend, endlich bis zu dem Fuße des Felsens, an dessen Rande Agnes schon lange auf ihn hoffte.

Sie begrüßte ihn mit lauter Freude; doch fast in demselben Augenblicke ließ der Jüngling die Arme vor Verzweiflung sinken: denn wer sollte nun die Leiter den Felsen hinauf, in Agnes Hände schaffen? O, ich Unglücklicher! rief er, und betrachtete seine Leiter, die er nicht brauchen konnte, mit wilden verzweiflungsvollen Blicken. Agnes jammerte mit ihm, ohne zu wissen, warum. Endlich erfuhr sie die Ursache seiner Verzweiflung, und fragte: ob sie ihm nicht helfen könnte. Ein Seil, um die Leiter daran herauf zu ziehen, hatte sie nicht. Sie wollte ihren Schleier, ihr Gewand in Stücke reißen, und diese an ein-

ander knüpfen. Doch — wie konnte das die Leiter tragen? Beide rangen traurig und klagend die Hände.

Auf Einmal rief Agnes: hast du nicht unten eine leichte Schnur? Ich weiß ein Mittel, die Leiter herauf zu schaffen. Sie verließ die Mauer schnell, und Herrmann knüpfte sogleich den untern Theil der Leiter, die mit dünnen Schnüren von seinem Jägernetze umwunden war, aus einander. Als er die leichten Schnüre abgenommen hatte, zeigte sich Agnes wieder an der Mauer, und hatte ihre Taube bei sich. Sie wickelte diese locker in ihren Schleier, so daß sie noch ein wenig flattern konnte, damit die Heftigkeit des Falles vermindert würde. Dann warf sie die Taube von dem Felsen hinunter, und rief dem Jünglinge zu: Binde ihr den Faden an den Fuß; sie wird mir ihn bringen. — Die Taube flatterte zu Boden. Herrmann band ihr den Faden an, und sie brachte ihn dem zärtlichen Mädchen.

Nun zog Agnes die Leiter in die Höhe, und hängte die eisernen Haken an die Mauer. Der Jüngling erstieg in freudiger Eil den Felsen, und sank dann in die ausgebreiteten, zitternden Arme des liebetrunkenen Mädchens.

Wer kann die Empfindungen eines Herzens in dem süßesten Augenblicke des menschlichen Lebens beschreiben! Da standen die beiden schönen Kinder der Natur, einander umfassend, an das Herz drückend, Mund an Mund, Stirn an Stirn, und hielten sich lange in sprachloser, entzückensvoller Umarmung. Sie hatten das Ziel aller ihrer Wünsche erreicht, und nun waren Seufzer ihre Worte, Thränen die Zeichen ihrer Freude.

Herrmann kam zuerst wieder zu sich selbst. Er betrachtete die schöne Agnes mit einem wehmüthigen Lächeln, und küßte ihre Stirn, ihre nassen Augen, ihren frischen Mund, ihre lieblich glühenden Wangen. Sie lächelte, und gab ihm seine Küsse wie-

der. Endlich trug ihr Herz die süße Last des Entzückens nicht länger; es brach in Worte aus. Beide setzten sich, und nun that Agnes tausend Fragen: „wer bist du? eben das, was ich bin? wo wohnst du?" Herrmann hatte nicht weniger Gegenfragen zu thun. Agnes bewunderte seine Kleidung, und er die ihrige. Sie nannte sich ein Mädchen. — Ja, ja, sagte Herrmann; ein Mädchen mußt du seyn! O, das fühl' ich an meiner unaussprechlichen Liebe zu dir. Er nannte sich einen Jüngling; Agnes sah ihn darauf an, und fragte: „was ist denn ein Jüngling?" Beide konnten den Unterschied nicht errathen, den ihre hochschlagenden Herzen nur ahneten; sie fühlten sonst nichts als ihre unendliche Liebe.

Jetzt sank die eilende Sonne, die Herrmann schon mehrere Male mit bebenden Blicken betrachtet hatte, immer tiefer; und es war ihm, als stürze sie vom Himmel. Agnes! rief er voll Schrecken, und zeigte

auf die Sonne. Agnes glaubte zwar, den geliebten Jüngling verbergen zu können; er sagte aber: wohin dringt das Auge des wunderbaren alten Mannes nicht! Ich muß gehen! — Sie nahmen tausendmal Abschied, und trennten sich am Ende nur mit schmerzlichen Thränen.

Agnes behielt die Schnur oben. Herrmann stieg die Leiter hinunter, die sie ihm dann zuwarf, und mit der er sich sogleich in eine Felsenhöhle versteckte. Erst als es dunkle Nacht war, eilte er auf den bekannten Wegen nach seines Vaters Hütte zurück. Agnes saß trauernd, und war glücklich; sie weinte, und war glücklich; sie brach in Verwünschungen gegen ihr Schicksal und gegen den Alten aus; und war dennoch glücklich. Kaum konnte sie antworten, als Rübezahl zurückkam; sie versank immer wieder aufs neue in den stillen Nachgenuß ihres Glückes, und Rübezahl mußte sie endlich ihren Träumen überlassen.

Er befürchtete, daß nun dennoch in

Agnes Herzen der Trieb, vor dem er sie hatte behüten wollen, endlich rege würde. Aber je näher die Zeit, da sie ihren Geliebten erwarten konnte, heran kam: desto fröhlicher ward sie, und an dem Tage vor dem bestimmten ging ihre Freude bis zu einem Taumel. Nur das Einzige war ihr drückend, daß sie Rübezahlen ihr Glück nicht entdecken durfte. Ach! es wurde ihr so schwer, zu schweigen: sie meinte, die ganze Natur müsse ihre Wonne mit ihr theilen. Um sich das Herz zu erleichtern, machte sie ihre Taube, ihre Lämmer, die Vögel auf den Zweigen, die duftenden Gebüsche zu ihren Vertrauten. Sie gab den wehenden Lüftchen ihre Seufzer mit, und bat die Quelle, dem geliebten Jünglinge ihren Nahmen zuzumurmeln. Die Liebe hatte, wie durch einen Zauberschlag, die ganze Natur für sie beseelt.

Kaum war Rübezahl von dem Felsen weg, so stand Agnes schon horchend an der Mauer. Endlich hörte sie Herrmanns Flö-

te, und nun stieg sie schnell hinauf. Die Leiter wurde befestigt, und bald sank Herrmann, mit noch größerem Entzücken als das erste Mal, in der Geliebten Arme. Beide hatten während der langen Trennung auf tausend Fragen gesonnen, die sie an einander thun wollten. Nun lag Agnes an der Brust des geliebten Jünglings; nun konnte sie erfahren, wo der Mond und die Sonne blieben, wenn sie hinter die Mauer hinab sänken. Aber — sie fragte wieder nicht; auch nicht einmal, ob er eben das Verlangen, eben die Sehnsucht, wie sie, empfunden habe. An seiner Brust, in seinen Armen, vergaß sie Alles. Doch die Natur kam ihren Fragen zuvor; sie führte ihre schönen Kinder den Weg der Liebe. Beide sanken einander näher, und Agnes gab sich ganz dem glücklichen Herrmann. —

Das große Geheimniß der Natur war ihnen nun enthüllt; sie wußten, wer sie waren: er ein Mann, sie ein Weib. Keine

Reue, kein Kummer begleitete diese Entdeckung. Sie fühlten sich nun auf ewig, und noch inniger, als sie gehofft hatten, vereinigt. Die Unschuld war bei ihren Umarmungen nicht aus ihrer Seele geflohen, und ihre Freuden wurden dadurch erhöhet. Der Genuß tödtete ihre Liebe nicht, weil nicht die Phantasie ihre Begierden entzündet hatte; da er nicht ihr Ziel gewesen war, so gewährte er ihnen nur eine Seligkeit der Liebe mehr. Die Natur schenkte ihnen alle ihre heiligen Freuden rein und unvermischt.

Die beiden Liebenden ahneten nicht, daß ihr Entzücken noch größer werden könnte. Sie waren nur erst Mann und Weib, und wußten nicht, daß die Nahmen: Vater und Mutter, noch seligere Freuden bezeichnen. Doch wenn sie es auch gewußt hätten, sie ahneten nicht, daß die Liebe ihnen diese heiligen Nahmen geben könnte. Ihr Glück war schon unendlich groß; und — wodurch es noch vergrößert wurde —

sie erröthēten nicht davor. — Mit frommer argloser Zärtlichkeit saßen sie Beide im kühlen Gebüsche — Agnes auf Herrmanns Knieen, ihr schönes, frohes, unschuldiges Gesicht an seine Brust lehnend, ihre Arme um ihn schlingend, und seiner liebkosenden Zärtlichkeit gänzlich hingegeben. Beide kannten keinen andern Wunsch, als den, ewig so zu sitzen. Doch dieser ihr einziger Wunsch blieb unerfüllt: die Sonne sank, und sie mußten sich trennen. Sie weinten, als sie einander verließen; doch sie gewöhnten sich an die Trennung, und daß sie nur Einen Tag in jeder Woche beisammen seyn konnten, erhöhete ihre Freude.

Rübezahl bemerkte mit Verwunderung die Heiterkeit, das hohe Vergnügen, das in Agnes Gesichte glänzte. Sie hatte nicht Einen Wunsch, nicht Ein Verlangen mehr; sie verwirrte ihn nicht länger mit vorwitzigen Fragen, und betrübte ihn nicht mehr durch trauernde, sehnsuchtsvolle Gesänge,

Sonne und Mond durchliefen jetzt ihre Bahn, ohne daß Agnes fragte: wohin gehen sie? Oft versicherte sie ihrem Lehrer, sie sey vollkommen glücklich; und ihr Auge glänzte dabei so sichtbar von Freude, daß er endlich glauben mußte, sie habe keine Wünsche mehr.

Rübezahl hatte also den Philosophen nun wirklich widerlegt. Dieser blieb zwar dabei, daß Agnes noch einmal anfangen könne, zu trauern, daß sie endlich sogar anfangen müsse, ihren Zustand unerträglich zu finden; allein ihr Glück nahm mit jeder Woche zu: sie wurde immer heiterer, und — worüber der Geist sowohl als der Philosoph noch mehr erstaunte — sie fing an, von Dingen zu reden, von denen sie nie etwas gehört hatte.

Das war sehr natürlich. Sie lernte aus den Unterredungen mit Herrmann vieles, was sie sich in den Gesprächen mit ihrem alten Lehrer unbedachtsam wieder entfallen ließ. „Woher weißt du das, Ag-

nes?"

nes?" fragte dieser. Sie antwortete dann ein wenig verwirrt: ich denke es mir in meinen einsamen Stunden, und glaube, so muß es seyn. Kurz, die einsame Agnes errieth sehr viel, und ahnete sehr oft etwas, das wirklich so war; aber daß sie ein Herz hätte, und lieben könnte: das ahnete sie nie. Ihr Verstand machte ohne Unterricht große Fortschritte; nur ihr Herz, ihr Geschlechtstrieb blieben stumm und todt.

„Wie sehr hast du dich geirrt, alter Balduin!" sagte Rübezahl zu seinem Philosophen. „Beinahe möchte ich den Verstand für einen Instinkt eurer Natur halten; denn das Mädchen spricht von Dingen, die sie nie gesehen, und gebraucht Wörter, die sie nie gehört hat. Aber deine Liebe? dein Geschlechtstrieb? — auch nicht eine Spur davon. Ihr Herz bleibt ruhig, ohne alle Bewegung; nur ihr Verstand ist in ewiger Regsamkeit. Ich glaube, am Ende erräth das Mädchen aus sich selbst, daß du hier unten mit deinem Sohne wohnst und

daß ich euch besuche; doch nie wird sie das Verlangen haben, euch zu sehen. Jetzt steh' ich dafür, deine Liebe ist ein Unding, und die List deiner Liebe ist nun vollends gar nichts."

Der Philosoph schüttelte abermals den Kopf, bezweifelte das alles, und disputirte, ohne etwas auszumachen. Während er und Rübezahl disputirten, saßen die Liebenden beisammen, und genossen ihres Glückes mit der Unschuld und Einfalt reiner Herzen. — So übt der einfache, gute Mensch die Tugend, während die Philosophen sich über die Gründe der Tugend mit der feindseligsten Bitterkeit streiten.

Es waren Monate hingelaufen, und jetzt veränderte sich Agnes schlanke Gestalt, ohne daß sie oder Herrmann es merkte. Das sonst so fröhliche Mädchen empfand nach und nach eine süße Mattigkeit: sie konnte ihre Lämmer nicht mehr einholen und die Alleen ihres Gartens nicht mehr mit der gewöhnlichen Schnelligkeit auf und

nieder hüpfen. Es war, als ahnete ihr das süße Glück der Mutterfreuden. Jetzt hatte sie sanftere, reinere Empfindungen in ihrer Brust; sie lag mit einer süßen, matten Sehnsucht, mit einem himmlischen Wohlwollen in ihres Herrmanns Armen.

Bei Agnes war keine Kränklichkeit der Vorbote der höchsten, der mütterlichen Freude; die Natur gab ihrer geliebten Tochter das Glück ohne Angst, ohne Schmerzen. Agnes näherte sich der großen Stunde, in der sie Mutter werden sollte, ohne Aengstlichkeit, ohne Furcht. Sie fühlte sich verändert, und sagte es dem geliebten Jüngling; doch diese Veränderung war nur eine innigere Zärtlichkeit, ein heiligeres Vertrauen, ein ruhiges Sehnen, eine süße Wehmüth, ein sanfter Traum von der Zukunft.

Eines Morgens, gerade an dem glücklichen Tage, an welchem sie den geliebten Jüngling wiedersehen sollte, erwachte Agnes in dem Gefühl eines leichten Schmer-

zes; aber dennoch stand sie von ihrem Lager auf, um ihrem Lehrer Lebewohl zu sagen, der den Felsen verließ, ohne etwas zu ahnen, oder zu fürchten. Nur mühsam ging sie an die Mauer; sie fühlte sich matter, als jemals, und konnte kaum die Leiter herauf ziehen. Herrmann erschrak, als er sie in seine Arme fassen wollte, vor ihrem bleichen Gesichte. „Was ist dir, Agnes?" fragte er, mit einem starren Blicke. Ich weiß es nicht, antwortete sie: ich fühle mich so seltsam; es ist, als sänke eine neue Welt in meine Seele, oder als sollte ich in eine andere Welt versinken. Du hast mir vom Sterben erzählt: wie nun das Leben nach und nach ermattet, das Ohr nicht mehr hört, das Auge erlischt, das Gefühl verschwindet. So, eben so, ist mir. — Bei diesen Worten schwankte sie in seine Arme, an seine Brust, und wurde noch bleicher. Ach, Herrmann! seufzte sie mit dem letzten Lächeln, und warf den erlöschenden Blick auf ihn: mich dünkt, jetzt

sterbe ich. Leb wohl! Der letzte Hauch der Röthe verschwand von ihren Wangen. O weh! rief sie, von dem süßen Schmerze des Gebärens ergriffen. Herrmann legte sie sanft in die Blumen, knieete neben ihr nieder, war bleich wie sie, und rief in fürchterlicher Angst: „Agnes! geliebte Agnes!" Sein Auge wurde verfinstert, und er sank ohnmächtig neben der Geliebten nieder.

Endlich hörte er, wie aus der Ferne, seinen Nahmen rufen. Er öffnete das schwere Auge, und Agnes hatte einen holden Knaben in ihren Armen. Sie hing mit den zärtlichsten Blicken an dem Kinde, und benetzte es mit Thränen des Entzückens. Jetzt hatte sie sogar den geliebten Jüngling vergessen, der die rathenden Blicke rings umher warf, den zu suchen, der den Knaben gebracht hätte. „Agnes!" rief er endlich; „was ist das?" Agnes hob das entzückte Auge auf den Geliebten, und sagte mit freudiger Stimme: dies holde Geschöpf

hab' ich unter meinem Herzen getragen, ohne es zu wissen.

„Du?" rief Herrmann aufspringend, und in seinen Augen flammte die fröhlichste Gewißheit. „Agnes, ich weiß Alles. Es ist dein Sohn, und du bist seine Mutter! Vergebens hat mir mein Vater das verhehlt. Er nannte die brütende Nachtigall, wenn sie neben den kleinen unbefiederten Geschöpfen zärtlich im Neste saß, die Mutter der Kleinen." Vor Wonne zitternd, sank Herrmann zu Agnes Füßen, beugte das glühende Gesicht über den holden Knaben, umfaßte zugleich mit bebenden Händen seine Agnes, und rief: „o theure, theure, über alles geliebte Agnes! Entzücken ohne Maß! Ich bin sein Vater! er ist mein Sohn, unser Sohn; wir sind seine Eltern! ich! du!" Er überströmte das Kind mit Küssen und Thränen. Beide hielten das Kind umarmt, und riefen unzählige Male, immer lauter, immer jauchzender: Vater! Mutter!

LB Coburg

Jede Minute brachte den Liebenden neue und immer höhere Freuden. Der Knabe öffnete die Augen, und Agnes jauchzte; er schrie, und Agnes rieth auf tausend Ursachen seines Geschreies. Wird er essen, wie wir? fragte sie eilig; und als Herrmann das bejahete, wollte sie ihm die süßesten Früchte holen. „Nein, Agnes," sagte Herrmann: „du hast ihn unter deinem Herzen getragen, und an deinem Herzen mußt du ihn auch nähren." Sie sah den Jüngling lächelnd und erröthend an; er legte das Kind in ihre Arme, an ihre Brust. Es faßte mit seinen kleinen Händen den mütterlichen Busen, und trank die erste Nahrung. O Gott! sagte Agnes mit wonnevollen Blicken; wie gütig ist deine Natur! Ach, Herrmann! ich ahnete das süße Glück nicht, daß ich, ich selbst, mein Kind ernähren könnte!

Unter diesen Gesprächen, unter diesen schönen und theuren Genüssen war ihnen der Tag verflossen, und noch immer saßen

sie in den Blumen. Der Knabe hing jetzt, als die Abendluft sich erhob, zum ersten Male an Agnes Brust. Herrmann bat die zärtliche Mutter, mit ihm in die Hütte zu gehen. Sie stand mühsam auf, und, von dem Geliebten unterstützt, das säugende Kind mit liebevollen Blicken betrachtend, ging sie neben ihm her. Der Knabe entschlummerte, und Agnes legte ihn sanft auf ihr Lager. Beide Eltern standen Hand in Hand bei ihm, und sahen ihn mit den Empfindungen der Seligen an. Auf einmal wendete sich Herrmann erschrocken zu Agnes. „Aber,“ fragte er unruhig und traurig, „wo soll der Knabe bleiben?“ Agnes Auge funkelte stärker. Wo? fragte sie: Hier, an diesem Herzen; an dieser Brust! Laß ihn kommen, den Feind unsrer Liebe, unseres Glückes! Mein Leben mag er mir nehmen, doch meinen Sohn nicht!

„Aber,“ sagte Herrmann, „er wird uns trennen, wird dich auf einen höheren Felsen schleppen, und ich werde vor Schmerz

vergehen. Und du, Agnes? und du? Agnes! o Agnes! — laß uns fliehen!"

In diesem Augenblicke hörten sie Rübezahl im Garten rufen. Agnes wurde bleich. Geschwind! flisterte sie, und riß die Decke ihres Bettes auf: geschwind! verbirg dich mit unsrem Sohne! hieher!

Herrmann nahm den Knaben an seine Brust, und legte sich nieder. Agnes legte die Decke über ihn, und dann ging sie dem Geiste entgegen. Sie faßte allen ihren Muth zusammen, um sich nicht zu verrathen. So früh? fragte sie lächelnd, und bot dem Geiste die Hand. „So blaß, Agnes?" fragte Rübezahl mit einem starren Blicke.

Mir war diesen Morgen nicht wohl; jetzt aber ist es wieder besser. Ich bin das glücklichste aller Geschöpfe.

„Weil du außer mir das einzige bist, das sich glücklich denken kann, mein' ich. Aber höre, liebes Kind, setze dich hier zu mir, oder — die Luft geht rauh — laß

uns in deine Hütte gehen." Agnes setzte sich sogleich auf eine Rasenbank, und zog ihn neben sich nieder. Er winkte mit dem Augenliede, daß der rauhe Wind schwieg und nun eine laue, sanfte Luft das Mädchen umsäuselte. — So ungewöhnlich früh heute? fragte Agnes etwas unruhig noch einmal.

Rübezahl war wirklich einige Stunden früher zurückgekommen, als gewöhnlich; und das ging sehr natürlich zu. Er hatte heute wieder mit seinem Philosophen viel über Agnes disputirt. „Sieh," sagte er, nachdem er ihren Zustand noch einmal geschildert hatte; „sieh, auch nicht die kleinste Spur von Liebe regt sich in ihrer Brust. Du wirst also doch zugeben müssen, daß du dich geirrt hast." — Ich das zugeben? rief der alte Balduin. Es kann unmöglich so seyn, wie du sagst. Agnes ist nicht glücklich; oder wäre sie es wirklich, so hätte die Liebe sie glücklich gemacht: wenn sie nicht von dem Felsen verlangt, so hält die Liebe sie fest, und sie hat dich betrogen.

„Mich betrogen? Lieber Balduin, du redest Worte ohne Sinn. In der ganzen Gegend ist kein Mensch; und lebten Tausende darin — der Felsen ist so steil und glatt, daß nicht ein Vogel an seinen Wänden nisten kann. Ich stehe dafür, sie weiß nicht, daß außer ihr und mir noch ein Mensch auf der Erde lebt."

Der Streit wurde lebhaft. Balduin meinte, Rübezahl hätte gut erzählen von einem Mädchen, das Niemand sähe, als er. „O, guter Freund," sagte Rübezahl erhitzt, „wenn es nur darauf ankommt, so will ich dich bald überzeugen, daß du mit deiner Allmacht der Liebe ein Thor bist. Ich will dir meine Agnes holen; ohnedies hatte ich mir schon vorgenommen, sie nun unter Menschen zu bringen. Du sollst sehen, wie befremdet sie seyn wird, wenn sie deinen Sohn sieht, so hübsch der Bursche auch ist. Jetzt auf der Stelle will ich sie holen." Er wartete Balduins Antwort nicht ab, und kehrte nach seinem Felsen zurück.

Da saß er nun neben Agnes auf der Rasenbank, und hob mit Lächeln an: „du hast Recht, liebes Kind; ich komme heute früher als gewöhnlich, und zwar um deinetwillen. Dein innerer Sinn hat dir zugetragen, daß dieser Garten bis an jene Mauer nicht die ganze Erde ist. Ich hatte meine Ursachen, es dir zu verschweigen; jetzt aber will ich dich auf die Erde führen."

Agnes horchte mit Entzücken. Schon wollte sie ihm zu Füßen fallen und ihm alles entdecken; doch that sie vorher noch mit anscheinender Gleichgültigkeit die Frage: auf die Erde, sagst du? Nicht wahr, es giebt da Menschen wie ich? — „Nein, liebe Agnes," antwortete Rübezahl lächelnd; „wir Beiden sind die einzigen vernünftigen Geschöpfe auf der Erde. Komm, Agnes, leg deine Arme um meinen Hals. Ich will dich so auf die Erde tragen."

Nein, rief Agnes zurückbebend; ich mag die Erde nicht sehen. Keine Gewalt soll

mich von hier wegbringen. Dies ist meine Welt; hier will ich leben!

Rübezahl bat; Agnes bestand aber darauf, daß sie auf dem Felsen bleiben wolle. Er suchte ihre Neugierde rege zu machen; doch alle seine Erzählungen von den Schönheiten der Erde ließen sie gleichgültig. Nun mußte er weiter gehen. „Wie aber, Agnes, wenn nun noch mehr Menschen, wie du und ich, auf der Erde lebten? wie dann?" Auch dann nicht! erwiederte Agnes. Ich will diesen Felsen nicht verlassen. — Rübezahl fing an, ihr die Menschen mit den lieblichsten Farben zu schildern; doch wieder vergebens. Endlich, nach tausend mißlungenen Versuchen, erklärte er der armen Agnes ganz trocken: sie müsse durchaus noch heute, in Güte oder mit Gewalt, den Felsen verlassen. Zugleich versank auf seinen Wink ein Theil der Mauer, und er führte sie an die nun offne Stelle. Sie sah das weite Abendgefilde im Glanze der untergehenden Sonne vor sich liegen, und

wurde dennoch nicht neugierig, es näher kennen zu lernen.

Rübezahl umfaßte sie endlich mit der Stärke eines mächtigern Wesens. Ach, rief sie, laß mich wenigstens erst meiner theuern Einsamkeit Lebewohl sagen. Er setzte sie nieder, und schnell erfand sie ein Mittel, die Felseninsel nicht ohne den Geliebten und ihr Kind verlassen zu dürfen. Sie sah mit Schaudern in den Abgrund hinab. „Dir schwindelt bei der Tiefe?" fragte Rübezahl. Ja, antwortete Agnes eilig; mir schwindelt. Gut, ich will, was du befiehlst; nur vergönne es mir auf eine Weise, die mir die sicherste scheint. Sieh, ich würde fallen, wenn ich den Abgrund so unter mir sähe. Ich will mich in mein Bett legen, und die Decke über das Gesicht ziehen; dann trägst du mich, wohin du willst.

Rübezahl lächelte, und bewilligte dem furchtsamen Kinde die Bitte. Agnes lief davon. Aber, sagte sie, zurückkehrend — aber versprich mir, daß du mir die Decke

nicht nehmen willst; ich würde sonst vor Angst hinunter stürzen. Als er ihr auch das versprochen hatte, eilte sie zu der Hütte, und in ihre Kammer. Rübezahl wollte mit ihr gehen; sie bat ihn aber, zurückzubleiben. Wie könnte ich mich, sagte sie, in Gegenwart eines Mannes niederlegen? — „Nun denn," erwiederte er; „so rufe mich, wenn du liegst."

Agnes flog in ihre Hütte, und in die Arme Herrmanns, der noch immer bleich und zitternd unter der Decke lag. Sie reichte ihrem Kinde die mütterliche Brust, um es vom Schreien abzuhalten, schlang einen Arm um den Geliebten, drückte ihn fest an sich, sagte ihm in einigen Worten, was er wissen mußte, und bat ihn, ja recht ruhig zu liegen. Dann rief sie: Vater! ich bin fertig.

Rübezahl trat in das Zimmer, und sagte: nun, du hast dich auch sehr eingehüllt! Jetzt ließ er die Hütte leise versinken, hob das Bett sanft auf seinen Kopf, schwang

sich mit demselben empor, und nahm den Weg durch die Luft zu Balduins Hütte. Unterweges fiel es ihm ein, Agnes zu überraschen; und sogleich verbreitete er schlummererregende Düfte rings um ihr Bett. Sie schlief an dem Herzen des Geliebten ein; an ihrer Brust hing schlafend der Säugling, und auch Herrmann, der die Lippen auf Agnes Stirn gedrückt, und ihren schönen Leib mit dem einen Arme umfaßt hatte, wurde von der Zauberei überwältigt, und lag bald in dem festesten Schlafe.

Nach wenigen Minuten war Rübezahl mit seiner Last, wohin er wollte, und setzte das Bett zu den Füßen des erschrockenen Balduin nieder. „Hier bringe ich das Mädchen," rief er; „in diesem Bette. Sie schläft ganz fest, und sie soll schlafen, bis dein Sohn wieder hier ist. Wann kommt er? . . . Gieb Acht, auch wenn sie deinen Sohn sieht, wird sie mich dennoch bitten, sie wieder auf ihren Felsen zu bringen, den

sie

sie nur mit Thränen verlassen hat. Oder wenn der Anblick des Jünglings die todte Kraft der Liebe in ihr weckt: nun wohl, so haben wir doch das Vergnügen, die ersten Ausbrüche der so eben erwachenden Leidenschaft zu sehen."

Der so eben erwachenden Leidenschaft! sagte Balduin, ein wenig spöttisch.

„Du willst nicht glauben? Nun, so sollen dich deine Augen überzeugen! . . . Wann kommt dein Sohn?"

Gewöhnlich, so bald es finster ist. Aber laß mich das Mädchen sehen. — (Er faßte an die Decke.)

„Nein; ich habe ihr das versprochen. Sie selbst soll die Decke abwerfen, sobald dein Sohn hier ist. Welche Sprünge der Jüngling machen wird, wenn er nun endlich ein Mädchen sieht, dessen Daseyn er bloß ahnend wünscht!"

Agnes schlummerte unter der Hülle ganz ruhig. Es war Mitternacht, und Herrmann ließ sich noch immer nicht sehen.

Rübezahl wurde endlich ungeduldig. „Sie soll erwachen,“ rief er; „und morgen mag sie dann deinen Sohn erwecken: denn er kommt ja nicht.“ Er winkte mit der Hand; und der Schlaf zerrann. „Agnes!“ rief er; „wir sind an Ort und Stelle. Komm hervor!“ Sie schwieg. „Agnes!“ rief er noch einmal; „wir sind auf festem Boden. . . . Nun?“

Ach Gott! seufzte Agnes, ohne die Decke zu bewegen. Nein, nein; ich kann nicht!

„Du kannst nicht? So kann ich. . . . Nun, Alter, bald wirst du sehen, daß du ein Thor bist.“ Er riß die Decke von den Liebenden, und — fuhr mit einem lauten Schrei zurück.

Agnes hielt mit dem einen Arme den Säugling, der ruhig an ihrem Busen seine Nahrung trank; mit dem andern hatte sie den geliebten Herrmann umfaßt, und ihr Gesicht lag auf dessen Brust. Der Jüngling blickte, halb bittend, halb trotzig, zu Rübezahl auf, und sagte: vergieb, du wun-

derbares Wesen, der zärtlichsten Liebe! — O, vergieb mir! rief Agnes; die Liebe . . . mein Herz . . . —

Balduin stand eben so erstaunt da, wie der Geist. Jener fragte: wie geht das zu? und dieser: „wie kommst du zu dem Mädchen in das Bett?"

Die Liebe! rief das junge Paar zugleich. Beide sprangen auf, und warfen sich, einander umfassend, dem Geiste zu Füßen. O, vergieb mir um dieses unschuldigen Kindes willen! rief Agnes; vergieb der zärtlichen Mutter!

„Mutter?" fragte Rübezahl noch erstaunter. „Du, Mutter? Mutter dieses Kindes? Und der da der Vater? Sagt mir, wie . . . ? Wie bist du auf den Felsen gekommen?"

Agnes und Herrmann erzählten; die beiden Alten hörten mit immer wachsendem Erstaunen zu. „Heuchlerin!" rief der Geist; „du konntest mich so betriegen?"

Ach, die Liebe . . . — seufzte Agnes.

Balduin umarmte seinen Sohn. Siehst du nun? sagte er bedeutend zu dem Geiste.

Rübezahl lachte endlich laut. „Wahrhaftig," sagte er; „du hast gewonnen. Und ich trage dir noch obendrein den Beweis deines Sieges auf dem Kopfe zu! . . . Nun denn! wenn ich nicht im Stande war, ein Mädchen zu hüten, so kann es wohl kein Mensch. Nimm dein Weib, Herrmann; ich bin ihr Vater. Der Felsen und meine Freundschaft sey ihr Brautschatz."

Herrmann sank freudig in Agnes Arme. Balduin segnete seine Kinder und seinen Enkel. Rübezahl rief: „ja, ich sehe, die Natur gab der Liebe ihre ganze Allmacht!" — Und, riefen Agnes und Herrmann, einander umarmend, den liebenden Herzen die Seligkeit des Himmels!

II.

Die unschuldige Verführerin.

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

1.

Sachtleben.

Hier bin ich, mein guter Franz; und mehr weiß ich dir auch nicht zu sagen. Es ist mir wie einem, der seine Ehre verloren hat, und den nun das übrige Leben wie nichts dünkt. Sie haben mit eiskalten Händen in mein Herz gegriffen. Es ist vorbei. Ja, guter Freund, mich bestimmen Verdruß, Trotz, Eigensinn; aber bei diesem Trotze befinde ich mich wohl. Ich würde gar nichts seyn, wenn ich nicht

das wäre, was ich bin. Sie kennen mich ja, und sollten gewußt haben, daß ich, so behandelt, verderben mußte. Warum verpflanzten sie den Baum aus dem heißen Himmelsstriche in den kalten Boden des Nordens? Dürfen sie sich nun wundern, daß er vertrocknet?

Der blaue, reine Himmel, der über meiner Seele hing, ist zu einem dunklen, giftigen Nebel geworden, das lebendige Gluthmeer, worin ich so fröhlich war, zu einer Eismasse, die mich fest hält. Mit Einem Worte, es ist vorbei. Nein, ich beneide dich nicht, wenn ich mir denke, wie du in dem Wunderlande dein warmes Herz mit Freude und Genuß überfüllst. Ich stehe gähnend in dem Steinhaufen, den man mein Schloß nennt, und starre die Menschen rings um mich her mit kalten Augen an.

Doch, du verlangst etwas Näheres; und das will ich dir geben — recht kalt nd ordentlich. Ich ging aus Mailand

nach der Schweiz. Von Airolo brach ich Morgens früh auf. Etwa in einer Stunde hatte ich eine kleine Karavane von Maulthieren eingeholt, die nach Altorf wollte: ein Paar Kaufleute, und bei ihnen ein Mädchen, — ein Mädchen! Doch höre! Sie ritt auf ihrem Maulthiere mit verbundenen Augen. Schon die schöne, edle Gestalt fiel mir auf; als ich sie aber erreichte, und ihr Gesicht sah, dieses liebliche Gesicht, das ohne den schönsten Reitz des Menschen, das Auge, dennoch so schön war...! Sie verlieren sehr viel! sagte ich zu ihr. (Du kennst ja die furchtbar erhabenen Aussichten, lieber Franz.) Sie antwortete mir, wie einem alten Bekannten (daß ich erst jetzt gekommen war, wußte sie nicht), und in den wohlklingendsten Tönen, welche tief in meine Seele drangen. „Ach," sagte sie; „ich weiß, wie viel ich verliere, und fürchte, daß ich nicht immer so muthig bleiben werde, die Binde vor den Augen zu behalten: denn —

was das Schlimmste ist — ich sehe in meiner Phantasie wohl tiefere Schlünde, als die neben mir seyn mögen. Aber ich habe meiner Mutter versprochen, mir dies gefährliche Vergnügen zu versagen."

So hob meine Unterredung mit ihr an. Ich beschrieb ihr die Gegenden, durch die wir kamen, und du glaubst nicht, mit welchem Geiste, welcher Feinheit, sie das Gespräch unterhielt, ohne daß je eine lästige Pause entstand. Ich ritt, wo ich konnte, neben ihr her; und während der Reise bekam unser Gespräch einen wärmeren, zutraulichern Ton: wahrscheinlich, weil ihre Augen verbunden waren. Sie dankte mir mit Herzlichkeit für meine Unterhaltung, und wollte wissen, wie es zugegangen wäre, daß sie mich vorher übersehen hätte. Ich antwortete lächelnd: das will ich Ihnen sagen, wenn wir bei dem Kloster sind. O, ich hätte die Reise Monate lang verzögern mögen!

Wir erreichten endlich das Kloster. Ich

hielt ihr Maulthier, während sie sich das Tuch von den Augen abband; und nun erblickte sie zu ihrer Verwunderung mich, einen ihr völlig Unbekannten. Sie wurde verlegen, doch nur einen Augenblick. Dann reichte sie mir lächelnd die Hand, daß ich ihr von dem Maulthiere herunter helfen sollte, und sagte im Absteigen auf eine feine, scherzende Weise: „was der Blinde am Gesichte einbüßt, ersetzt ihm die Natur fast immer durch das Gehör." Sie machte eine Verbeugung, und ich stand da, wie ein einfältiger Knabe; denn es blitzten ein Paar große, blaue, fromme Augen, unter dunkeln langen Wimpern, aus ihrem holden Gesichte hervor. Wohl tausendmal hatte ich mich gefragt: wie wird dir seyn, wenn sie die Augen öffnet! Ich dachte mir diese schwarz, lebendig, blitzend, und in dem ganzen Gesichte den lebhaftesten Ausdruck der Fröhlichkeit; nun stand aber die Unschuld, eine Madonna, ein frommer, betender Engel, vor mir.

Ich kann dir nicht sagen, welchen Eindruck diese Unterredung auf mich machte. Meine Empfindung nahm einen andern Charakter an: sie wurde eine sanfte Achtung des Wundergeschöpfes. Ich führte sie in das Kloster. Meine demüthigere Bescheidenheit mußte ihr auffallen; denn sie erröthete einige Male. Ihr Betragen wurde noch milder: es war etwas Fremderes, aber auch Zarteres, zwischen uns gekommen. Hierzu mochte freilich der Umstand beitragen, daß sie mich vorher für einen der Kaufleute gehalten hatte, die alle ziemlich bei Jahren waren.

Als wir weiter reisen wollten, band sie sich mit einer Art von Widerwillen das Tuch um die Augen, und hängte einen Schleier von grünem Flor in Falten über ihr Gesicht, so daß es beinahe gar nicht zu sehen war, ob wir gleich eine mildere Luft hatten, als am Morgen. Bemerkst du diesen feinen Zug der Weiblichkeit? Sie verbirgt ihr Gesicht, wenn nicht das Auge

die Blicke eines Fremden beherrschen kann. — Ich begriff sie sogleich. Sie erröthete, als einer der Kaufleute sie fragte: warum sie heute ihr Gesicht so verhülle.

Auf dem Wege vom Hospitale bis Urseren sank ihr Maulthier einige Male in die Knice, und sie wurde ängstlich. Da das meinige denselben Fehler hatte, und der Weg hier steinig war, so that ich ihr den Vorschlag, abzusteigen, und erbot mich, sie die kurze Strecke zu führen. Sie ließ sich das gefallen; aber zugleich wollte sie das Tuch von den Augen nehmen. Ich sagte ihr, der Weg wäre breit genug, nur wegen der Abgründe an der Seite ein wenig fürchterlich. Jetzt stieg sie ab, ohne etwas zu erwiedern, und reichte mir die Hand. Als ich nun ihre weiche, ein wenig zitternde Hand in der meinigen hatte, und sie durch das Gestein führte — ich weiß nicht, was es war; aber mein Herz pochte ungestüm. Mir zitterten die Arme, die ich einige Male um sie schlingen mußte, weil

ich sie mit mehr Sicherheit über Spalten heben wollte. Es wurde mir wohl, da sie wieder auf dem Maulthiere saß; aber wie war mir, als ich sie an meine Brust gedrückt hielt, und sie so hinüber hob! Ihr Athem berührte meine Wangen. Sie beugte ihre Lippen ab, als fürchtete sie, ich würde sie küssen. Ach, diese schönen Wangen so nahe an meinen Lippen! Und doch — Nein, sie hatte nichts zu fürchten.

Wir blieben die Nacht in Wattingen, und ich verschaffte dem holden Geschöpfe Betten, die bei der Menge von Reisenden schwer zu bekommen waren. Sie hatte die Mühe, die es mir machte, bemerkt, und dankte mir dafür; doch erst am folgenden Tage. Jetzt, wenn der Weg eben war, ging sie an meiner Seite. Wir kamen endlich in Altorf an, und ich begleitete sie zu dem Hause ihres Vaters, eines geehrten Landmannes. Als sie ihre Eltern begrüßt hatte, und zwischen ihnen, Beide mit ihren Händen fassend, dastand, sagte sie mit

einer zärtlichen Rührung: „o, ich habe Ihnen viel zu danken, mein Herr! sehr viel!" Jetzt, in dem Schutze ihrer ehrwürdigen Eltern, glaubte sie, mir das ohne Gefahr sagen zu können. Die Eltern fragten, erfuhren, und wollten mich nun durchaus nicht weg lassen.

Ich blieb, und besuchte dann, was auch schon vorher meine Absicht gewesen war, von hier aus die kleinen Cantons. Immer kehrte ich nach Altorf zurück, und wurde jedes Mal mit gleicher Gastfreundschaft aufgenommen. Jetzt erst öffnete sich ein heiterer Himmel über meinem Leben. Ich liebte das Mädchen, und fühlte bestimmt, daß mein ganzes Glück in dem Besitze dieses holden Geschöpfes läge. Mein ganzes Glück! Alles, mein Daseyn, meine Hoffnungen waren an sie gebunden. Glaube mir, ich that, was ich nur konnte, mich zu überreden, daß es nicht so sey. Ich versuchte alles, dieser Fesseln los zu werden; denn — du kennst ja meine Mutter. Endlich, als

ich nun mit der größten Bestimmtheit wußte, was mein Leben ohne dieses Mädchen seyn würde, seyn müßte, schrieb ich meiner Mutter, und legte mein Schicksal in ihre Hände. Ich gestand ihr offen, das Mädchen sey die Tochter eines Landmanns, aber eines Landmanns, dessen Vorfahren gleichen Rang mit Fürsten gehabt hätten. (Die Familie hat dem Canton Schweiz mehrere Landammanne gegeben.) „Alle meine Hoffnungen, schrieb ich ihr, alle, hingen an diesem Mädchen. Wenn sie Nein sagte, so würde ich gehorchen; dann sey aber Alles mit mir aus. Ihre Antwort wollte ich in Zürich erwarten." Ich siegelte den Brief, und nahm Abschied von meiner Geliebten — auf immer. Sie wußte nicht, daß ich sie liebte; ich aber ahnete, von ihr geliebt zu seyn.

In Zürich bekam ich Antwort von meiner Mutter. Laß mich davon schweigen! Der Brief war schön: — wie Alles, was sie schreibt, voll Geist und Güte. Aber das

Glück meines Lebens schlug sie mir ab, rund ab. Ich bestellte Pferde, und war nach acht Tagen hier. Meine Mutter kam sogleich von Groß-Ecken, wo sie jetzt lebt (wie gewöhnlich auf einem prächtigen Fuße), um mich zu empfangen. Wir Beide suchten Wärme in die erste Unterredung zu bringen; ich fühlte aber, daß ich durch sie zu Grunde gegangen war, und sie selbst — auch sie mußte das fühlen.

Sie bezeugte mir ihr Mitleiden über den Zustand meines Herzens, und mitten dazwischen lenkte sie meine Aufmerksamkeit auf die Pracht des Hauses, das sie für mich hat erbauen lassen. Wenn sie wirklich glaubt, daß mich das trösten kann, so hat sie nie auch nur von fern gewußt, wer ich bin. Nun leben wir, und treiben es, wie wir können. Sie möchte mich gern überreden, das Glück des Lebens bestehe in einer kleinen Hofhaltung. Eine Menge Bedienter mit prächtigen Livreen, ein Paar Postzüge reich geschirrter Pferde, Haushofmeister,

Kammerdiener, Kassirer, Jäger, und, was weiß ich, wer noch sonst, sind in meinem Dienst: baare Müßiggänger; denn nur mein alter Jakob geht bei mir aus und ein, und auch der hat nicht viel zu thun.

Ich sitze in meinem kleinen Zimmerchen, das von den schönen Linden beschattet wird, unter denen wir Beide als Kinder so fröhlich spielten. Es war das Stübchen des Tafeldeckers, der mir aber weichen mußte. Die andern Zimmer werden ewig leer bleiben. Ich lächle bitter, wenn meine Mutter von dem Flügel des Hauses spricht, „wo deine künftige Gemahlin wohnen soll!" sagt sie. Guter Gott! — Meine Leute sind in der größten Unruhe, und zum Unglück kann ich ihr nicht abhelfen. Denke dir ein Dutzend Menschen, die alle zu meinem Dienste bestimmt sind, für die ich aber nicht das allerkleinste Geschäft weiß, und die mich verlegen anstarren, so oft ich ihnen begegne.

Der Prediger ist ein unleidlich höflicher

Mann

Mann aus der Schule meiner Mutter. — Mir fiel, als er mich besuchte, zur Unzeit dein alter ehrwürdiger Vater ein. Es zieht mich zu der Pfarre, wo ich sonst so glücklich war; und vor der Hausthür kehre ich wieder um, weil ich die niedrigen Schmeicheleien fürchte. Vielleicht thue ich allen den Leuten Unrecht; denn was wissen sie weiter von mir, als daß ich der Sohn meiner Mutter, und hochfreiherrlicher Besitzer ansehnlicher Güter bin? Aber ist mir denn nicht das Leben abgestorben? und wer ist Schuld daran?

Meine Mutter fand eine Enkelin der Winkelriede für mich zu gering, weil — weil kein Pergament den Adel ihrer Ahnen beurkundet; und nun hat sie einige Fräulein aus ihrer Familie um sich — gute Mädchen, hübsche Mädchen; warum nicht? ... Sieh, ich bin zuweilen gegen die armen Geschöpfe ungerecht, weil ich gemerkt habe, daß eins von ihnen den poetischen Thoren einfangen soll. Ich kann mir mei-

ne Mutter recht genau vorstellen. „Ein junger Mensch,“ sagt sie, „der sein Herz dem ersten hübschen Gesichte anträgt, das ihm oben auf den Alpen begegnet, und das er interessant findet, weil es verbundene Augen hat: mit dem haben Sie es zu thun, Fräulein. Es wird Ihnen keine Mühe machen, ihm die Schweizerin aus dem Kopfe zu bringen, und aus dem Herzen dazu, wenn sie anders je darin war.“ So hat sie gesagt, so sagt sie noch; und das erbittert mich, Franz.

Ich schicke dir hierbei einen Wechsel. Neulich sagte meine Mutter zu dem Pfarrer: „mein Sohn ist der Beschützer des Sohnes von Ihrem Vorgänger. Ich hoffe, mein Sohn, dein Protegé wird dir einmal Ehre machen!“ Guter Gott! Franz, als du in den Katakomben deine Brust den Messern der Räuber entgegen warfst, und ich das Blut aus der Wunde über deinem Herzen wegsog, und du mit Thränen in den Augen und lächelnd mich um-

faßtest: wer war da der Protegé, wenn ein solches Wort unter uns gebraucht werden kann? — Ich bin sein Freund! sagte ich scharf und kalt.

O, gnädiger Herr, sagte der Pfarrer; wenn er wüßte, was Sie jetzt von ihm sagen: er würde sich sehr gratuliren.

Ganz und gar nicht, erwiederte ich kalt; denn auch er ist mein Freund, Herr Pfarrer.

Er lächelte, ich lächelte, meine Mutter lächelte; und so lächelnd endigen wir Alles. Adieu, Franz. Komm bald zurück, oder ich hasse die Kunstwerke noch, weil sie dir lieber sind, als ich. Adieu.

2.

Sachtleben.

Ich mag nicht gern über Dinge streiten, die man bald so, bald anders drehen kann. Es ist wahr, was du schreibst, daß man nicht mit Naserümpfen von dem Range reden sollte, den mir die Geburt angewie-

sen hat. Habe ich denn das gethan? Hast du mich nicht verstanden, Franz? oder willst du, weil du bürgerlich geboren wurdest, den Großmüthigen gegen mich spielen? Habe ich etwa gesagt: ich wünschte, der Himmel hätte mich in der Hütte eines Bauern zur Welt kommen lassen? — Nein, gewiß nicht. Ich achte meinen Rang; aber — Doch ich mag keine Worte darüber verlieren. Du verstehst mich. Ich will nur nicht zu einem Verdienste machen, was ein Zufall ist.

Jetzt, da meine Mutter sieht, daß meine poetische Raserei länger dauert, als sie geglaubt hat, jetzt will sie mit mir über die Sache streiten, will mir erweisen, daß meine Liebe keine Liebe sey, weil ein Freiherr aus einer so alten Familie wie ich ein bürgerliches Mädchen nicht lieben könne. Damit nun mein alter Nahme nicht aussterbe, soll ich lieben, was ich nicht lieben kann; und damit ich zum Heirathen Lust bekommen möge, hat sie mir ein Paar weiß-

atlassene Betten, mit goldenen Borten, mit roth-atlassenen Umhängen, in die mein Wapen gestickt ist, machen lassen. Glaubst du nicht, daß sie mich für ein Kind hält? — Die armen Mädchen, welche den Schwärmer einfangen sollten, sind wieder weggeschickt, weil sie sich etwas albern dabei benahmen. Mit einem listigen Auge präsentirte mir meine Mutter nun eine schöne Blondine, die nach meinem Geschmacke seyn soll: eine weinerliche Empfindsame, welche die Sonne mit Thränen untergehen sieht; alle Tage ein Gedichtchen macht, worin sich Sonne und Wonne, warm und Harm, Brust und Lust, Herz und Schmerz ganz richtig reimen; bei jedem Baum im Park, bei jeder Rasenbank ausruft: o, lieber Vetter, wie schön! welche nichts als die Natur liebt, und von jedem Morgenlüftchen den Schnupfen bekommt. Damit du nicht etwa glaubst, ich übertreibe, so schicke ich dir ein Dutzend Gedichte von ihr, und eben so viele Idyllen, wie sie ihre Prosa nennt.

Dabei ist man seiner Sache mit mir so gewiß, und geht so dreist auf mich los, daß ich alle meine Gewandtheit nöthig habe, des armen Mädchens zu schonen.

Ich schreibe dir dies im Reisekleide; denn in einer Viertelstunde fahre ich, um der Sache ein Ende zu machen, auf die Enten- und Schnepfenjagd nach Sengerssen, wohin du denn deine Briefe adressiren magst. Nach vier Wochen erwartet mich meine Mutter wieder hier in Sachtleben. Ich denke aber, sogar den Winter in Sengerssen zu bleiben, um wieder der untergehenden Sonne Geschmack abzugewinnen, den mir die Blondine mit ihrem Weinen beinahe genommen hat. Und so Adieu. Man glaubt um so fester an meine baldige Rückkehr, da ich weder Koch noch Kammerdiener, weder Küchenwagen noch Haushofmeister, ja nicht einmal Silberzeug mitnehme: weiter nichts als meinen alten Jakob, und ein Paket Musikalien. Ich bin ohnedies in Sengerssen lieber, als hier.

Das Haus dort ist kleiner, stiller, heimlicher; die Gegend — Doch, Franz, wie oft haben wir auf dem Felsen gesessen, den rauschenden Fluß zu unsern Füßen, die versinkende Sonne vor uns; und wie oft sind wir schweigend, Hand in Hand, die glänzenden Blicke auf den ersten Stern, der durch die Dämmerung brach, geheftet, nach Hause gegangen! O Franz, wann werden wir das wieder können!

3.

Sengerssen.

Ich fange an, einen leichten Schleier über die finstre Gestalt meines Lebens zu ziehen; und das will viel sagen. Gerade wie meine Schweizerin: ich verbinde mir die Augen, um die Abgründe nicht zu sehen, die vor meinen Füßen sind. So gut es gehen will, beschäftige ich mich. Wenn nichts Besseres, habe ich hier doch Ruhe. Ruhe! Ich könnte mich hier einbauen, einmauern. Was ich noch zu finden hoffen kann, finde

ich hier. Man braucht doch in der That nicht viel, wenigstens zufrieden zu seyn, wenn man ein Herz für den Menschen hat. Du erinnerst dich doch wohl des alten Gebhardi? Wenigstens erinnert er sich deiner noch mit Freuden; und du siehst wohl ein, daß das „dem alten Herrn," wie wir ihn immer nannten, bei mir keinen Schaden thut. „Ein wackerer Junge," sagte er von dir, „der mir tausend Streiche spielte, dem ich aber nicht böse werden konnte, ich und er mochten es anfangen, wie wir wollten. Er ging nie eine Treppe hinauf oder herunter, wie andre Menschen," fuhr er lachend fort: „immer neben her, auf dem Geländer, oder dem Gesimse." — Das thut er noch jetzt, fiel ich lachend ein. „Noch jetzt?" fragte er mit Erstaunen.

Ich erklärte ihm das, und erzählte ihm den Vorfall in den Katakomben. Da sprang der alte Herr auf, stellte sich mit ausgespreitzten Beinen mitten in das Zimmer, durchsägte mit der rechten Hand die Luft,

und rief: „nein, und wenn Sie Ihre Güter mit ihm theilten, Sie könnten ihm das nie verdanken, was er für Sie gethan hat. Nie! wahrhaftig nie! Da hilft kein Stand, kein Ansehn, Herr Baron. Es würde mir durchs Herz gehen, Ihr Gnaden, wenn Sie je, selbst an des Kaisers Hofe, vergessen könnten, daß der Franz so gut ist, wie der Kaiser!" Das sagte der Alte so feurig, so kräftig, und warf mir Blicke zu, als wenn ich schon Lust hätte, es zu vergessen. Und dieser Alte (das weißt du wohl noch) hat, weil er auf unsern Gütern erzogen ist, die tiefste Achtung für meinen Nahmen, für meinen Rang. Ich drückte ihm die Hand, und mußte ihm hinterher die Begebenheit wohl noch zehnmal erzählen.

Als ich vor seine Thüre fuhr, stürzte er eilfertig heraus, und rief: „Herr Baron, haben Sie die Gnade, nur fünf Minuten im Wagen zu bleiben. Ich bin angezogen wie der Wind." Allein ich folgte ihm auf

dem Fuße nach. Er warf seinen Schlafrock ab, und rief: „Fiekchen! Der gnädige Herr. Geschwind meinen Rock!" Jetzt kam aber Jakob; dem gab er die Hand, und vergaß das Ankleiden, weil er doch mit dem ehrlichen Alten erst sprechen mußte. Endlich, als er sich besann, trieb er mich, nach seiner Gewohnheit, aus allen Zimmern, weil ihm nicht ein einziges rein genug war, schickte mir sogleich Förster, Verwalter und Haushälterin zu, da nun, wie er sagte, seine Regierung aufhörte, gab Befehl, die Büchsen zu putzen, die Gondel zu repariren, den Jagdwagen hervorzuziehen, die Netze in Stand zu setzen, die Fenster zu waschen, die Stuben zu scheuern, bestellte Töpfer, Maurer, Zimmerleute, und ließ dem Prediger sagen, daß ich da wäre. Ich stand unterdessen auf der Hausflur, und lachte herzlich; denn in seine Wohnstube wollte er mich durchaus nicht gehen lassen, und in allen andern Zimmern wurden schon Anstalten zum Auskehren oder Scheuern ge-

troffen. Endlich kam der Prediger. Soll ich dem Manne, fragte ich lachend, hier auf der Flur Audienz geben? Er schämte sich ein wenig, und ließ mich in seine Wohnstube gehen, die aber seine Tochter Fiekchen hinter meinem Rücken auskehren mußte. „Man sollte den Tod vor Aerger haben, Ihr Gnaden!" sagte er; „es ist kein Zimmer im Hause trocken!" Ich ging ein Paar Stunden auf den Vogelherd, damit er nur Zeit hätte, seine Anstalten zu treffen.

Sieh, so umständlich, so unbequem höflich, wie dieser Alte, ist in Sachtleben niemand; und dennoch finde ich seine umständliche Höflichkeit nicht unangenehm, nur lächerlich: ja, auch das kaum. Etwas wurde mir freilich ein wenig lästig; das habe ich ihm aber abgewöhnt. So oft ich ins Haus trat, oder von ihm weg ging, begleitete er mich, mit seiner rothen Sammetmütze unter dem Arme, ehrerbietig bis in mein Zimmer, ja oft bis oben in das zwei-

te Stockwerk, wo die Bücher noch immer sind. Ich bat ihn, mich allein gehen zu lassen; und als das nicht half, befahl ich es ihm: doch eben so vergebens. Nun fing ich es anders an. Er begleitete mich bis in mein Zimmer, und wollte dann gehen; ich begleitete ihn aber wieder bis in das seinige, und ging. Er, hinter mir her, bis zu dem meinigen. Ich aber (so viele Verbeugungen er auch machte, die ich alle erwiederte) ging wieder mit ihm bis in sein Zimmer. Nun stand er ein wenig verlegen da; als ich aber: Adieu, Alter! sagte, half nichts; er folgte mir wieder. Die Tochter kicherte. Ich hinderte ihn nicht; dann aber folgte ich ihm wieder, und sagte: wir wollen nur die Thür gleich offen lassen, lieber Alter; denn wahrscheinlich werden wir einander wohl bis morgen früh begleiten.

Das half. „Wenn der Herr Baron befehlen," sagte er. Ja, ich befehle, wenn Sie erlauben. Nun ließ er mich gehen.

Am folgenden Tage hob er aufs neue an; da ich ihn aber ohne Gnade wieder begleitete, so bekam ich Ruhe. Jetzt bleibt er nur in der offnen Stubenthüre stehen, um mich doch mit den Augen zu begleiten.

Nunmehr habe ich mich hier eingerichtet, jage, fische, lese, mache Musik, und befinde mich bei dem einsamen Leben wohl. Besuche in der Nachbarschaft habe ich nicht gemacht, auch einige, die man mir machen wollte, verbeten. Ich schweife im Lande umher nach Abentheuern; es will mir aber keines aufstoßen, und so fange ich mein altes Leben wieder an. Aus den Waldungen umher bilde ich mir einen Park, dessen Mittelpunkt mein Vogelherd ist. „Sie machen den Garten zu Wald," sagte der alte Herr, „und den Wald zum Garten." Seitdem er nun weiß, daß ich mich dafür interessire, greift er mir zuweilen in mein Tagewerk hinein, und auf eine höchst seltsame Weise. Sieh, da lasse ich mir eine Mooshütte bauen; und weil doch bei dem

Menschen alles eine Beziehung haben muß, so gebe ich ihr die Form einer Hütte auf Otaheiti. In meiner Abwesenheit nimmt der alte Herr den Mahler, der mir den Vogelherd ein wenig aufputzt, und läßt an die Hütte mein ganzes Wapen mit den grellsten Farben mahlen. — Vor einem Tempel der Vesta, der in einem schönen Winkel an einen Hügel hingelehnt ist, sehe ich nach einigen Tagen zwei Preußische Grenadiere von Holz, in bunten Farben. Jenes fand ich lächerlich, dieses aber war mir in der That zuwider; und doch hatte ich nicht das Herz, dem alten Manne seine Freude zu verderben, die er mir so unverhohlen zeigte. Glücklicher Weise konnte ich den Grenadieren einen besseren Platz im Garten anweisen: vor der Jagdkammer, wo sie denn eben nicht sehr in die Augen fallen.

Sieh, so arbeitet der alte Herr in mein Werk hinein. Er läßt meine Felssitze weißen, und ich habe genug zu wehren, daß

er nur nicht die Eichen und Buchen beschneiden läßt, unter denen ich Sitze anlege. Ich gönne ihm seine Freude. Und warum auch nicht? Es ist ja Wohlwollen, was seine ungeschickte Hand leitet. Ich mag ihn nicht einmal in dem Traume seiner Eitelkeit stören; meine einfachen Anlagen hält er nehmlich für die Folge meiner dürftigen Ideen. Hat er mir etwas verdorben, so sagt er: „Ja, ja, Ew. Gnaden, ich habe noch immer kluge Anschläge, so alt ich auch bin." Und wie bescheiden wieder! Er giebt mir die Ehre seiner Einfälle, und ich gelte in der ganzen Gegend für einen Menschen, der das ewige Feuer der Vesta von Grenadieren bewachen läßt.

Sieh, da habe ich gleichsam ein Stück aus unserer Jugend wiederholt; denn — weißt du noch, wie er unsere Schilder von Pappe, die wir als Orest und Pylades trugen, bemahlt hatte: meins mit dem Familienwapen, und deins mit einer Bibel? Erinnerst du dich noch, daß wir in unserer

kindischen Freundschaft beschlossen, aus beiden Wapen Eins zu machen, und es zu führen? O, wir hätten es thun sollen! Warum fällt mir das jetzt ein? Ach, hier bin ich auf dem alten Tummelplatze unserer Kindheit und unserer Liebe. Franz, werden die Zeiten wiederkommen? Und — lieben wir uns jetzt noch so, wie damals, als mein Vater uns Orest und Pylades nannte? O, er wußte, was Freundschaft ist!

Ja, Franz, auch wir wissen es. Wir wissen es, theurer Franz!

4.

Senzerssen.

Wenn das nicht etwa ein Irrthum ist, mit Gebhardis Tochter. Oder — wie ist mir denn, Franz? Weiß ich doch kaum, wo deine Schwester jetzt lebt. Gebildet? Daß ich nicht wüßte! So etwas entgeht unsern Blicken nicht leicht. Geist? Den würde ich doch bemerkt haben. Und sogar Charakter? Die Wahrheit zu sagen, Franz, ich glaube

das

das nicht. Seit deinem Briefe habe ich auf das Mädchen geachtet; ich finde aber nicht, daß ich mein Urtheil über sie zu ändern hätte. Ein gutes, einfaches, liebes, fleißiges Geschöpf, das seinen Vater recht von Herzen liebt, einer großen Haushaltung mit Ordnung vorsteht, fromm ist, glaube ich, und so weiter: alles Tugenden, die freilich viel werth sind, in der Regel mehr werth sind, als ausgezeichnete Größe der Seele, die ein Mädchen sich nicht selten nur auf Kosten ihrer weiblichen Bescheidenheit, der Perle in dem Kranze der weiblichen Tugenden, erwirbt.

Wer weiß denn, was deine Schwester für Bildung hält oder dafür halten kann! Wie gesagt, ich habe seitdem ein wenig mehr auf die Tochter des alten Herrn Acht gehabt, und nichts bemerkt, was des Auszeichnens werth wäre. Ihr Leben ist still, genügsam. Sie kleidet sich recht gut, doch wohl beinahe allzu einfach. (Du weißt, ich will, daß ein Mädchen sich ein wenig

putzen soll: denn ein nachlässig gekleidetes bezeichnet eine Braut, oder eine, welche die Männer verachtet; und das sollte keine thun.) Wie gesagt, ich verstehe das nicht; und wenn du dich nicht so angelegentlich erkundigt hättest, so würde ich dir nur im Vorübergehen geantwortet haben. Jetzt bekommst du darüber einen eigenen Brief. Du trauest mir scharfe Augen zu. Aber, wie gesagt, ich sehe hier nichts als ein gutartiges, übrigens unbedeutendes Mädchen. Adieu.

5.

Sachtleben.

Franz, Franz! was hast du gemacht? Eine Schuld auf mein Leben geworfen, eine Schuld, die mich ewig drücken wird. Gern möchte ich mir sagen: „was ist es denn nun mehr! Ein schwacher Augenblick, den die Natur verantworten mag, die ihn herbei führte.“ Vergebens! ich fühle den Stachel in meiner Seele: eine Unruhe, die, so

gelinde sie auch ist, sich dennoch marternd in alle meine Empfindungen mischt. Wäre es doch Schmerz, tiefe Reue! Ich kann sogar wünschen, daß meine Schuld noch größer wäre, um sie durch mehr Schmerz, mehr Reue abzubüßen. Franz, sieh, das schmerzt mich, daß ich den Himmel, daß ich sogar dich mit meiner Schuld belaste. Ich finde nicht heraus. Bin ich schlimmer, als ich denke, oder besser? — Nun, was ist es denn? ruf' ich hundertmal in kindischem Trotze gegen mein eignes Herz. Es ist viel! sagt eine geheime Stimme, die ich nicht unterdrücken kann.

Einem andern Gedanken gehe ich aus dem Wege, wie einem schrecklichen Gespenste. Ach, ich nahm mir in den bösesten Stunden vor, dir alles zu verschweigen, weil ich voraus weiß, daß du sagen wirst: „bezahle die Schuld, die du in unmännlicher Unbesonnenheit machtest! Trage wie ein Mann die Folgen deines Vergehens!" Guter Franz, ich bin nicht böse; denn ich

habe den Muth, dir jetzt, bei diesen Empfindungen, zu schreiben.

Ich bekam deinen Brief, worin du dich nach Gebhardis Tochter erkundigtest; und den zweiten, worin du mir schriebst: „ich übersähe die unschätzbare Perle, weil sie nicht in Gold gefaßt auf einem Diademe glänze." Von dem allen fand ich bei dem Mädchen nichts, und lächelte über deine gutherzige Leichtgläubigkeit. Ich ließ mich mit ihr in Gespräche ein, sah aber nie mehr, als eine liebe Unschuld, ein gutartiges Geschöpf. Da kam dein dritter Brief. Du schriebst von ihr:

She moved, and heaven with unknown radiance gleamed;
She spoke, and listening angels hided the sound;
She smiled, and universal nature beamed *)!

*) Sie geht: mit neuem Schimmer strahlt der Himmel;
Sie spricht: und lauschend schweigen alle Engel;
Sie lächelt: und das ganze Weltall glänzt.

Ich las diese Verse wohl hundertmal, und erstaunte, daß du sie auf das Mädchen anwenden konntest. Zwar erfuhr ich nun von dem Vater, den ich darüber vernahm, daß der Prediger Günther sein Fiekchen erzogen hätte; doch wußte er mir nicht mehr zu sagen, als daß sie sehr gut und sehr verständig wäre. Ich beobachtete sie in ihrem häuslichen Leben, belauerte ihre geheimsten Tritte, und fand noch immer nichts von dem Allen, was Ihr fandet, aber etwas, wovon Ihr nicht ein Wort sagtet: daß sie höchst reitzend war. Das hatte ich gleich Anfangs so gut gesehen, wie jetzt, doch ohne alle Wünsche.

O Franz, die Neugierde ist ein gefährlicher Feind der Unschuld. — Ich belauerte sie, hinter einer Gardine in dem Bibliothek-Zimmer versteckt, auf ihrem Stübchen, wo sie Abends und Morgens mehrere Stunden allein zubringt. Wenn man so im stillen Dunkel liegt, und wenn das Fernglas ein argloses reitzendes Mädchen in der

Einsamkeit, wo sie sich unbewacht glaubt, mit allen ihren Bewegungen, die so unschuldig sind, und doch vor dem Auge des Lauschers so lockend werden, (so schuldig, möcht' ich sagen) ganz nahe vor die Augen hinzaubert: dann verwandelt die Phantasie den züchtigen Schleier der Unschuld in das durchsichtige Gewand der Wollust. Jede Bewegung erhält einen Sinn, jeder Reitz wird eine Lockung. Ich sah sie in geschäftiger Eil sich an- und auskleiden. Sie wußte nichts von dem nahen Auge des Lauschers; und dennoch so züchtig! Dabei gerieth mein Herz in eine geheime, Unglück prophezeiende Bewegung.

Jetzt belauschte ich sie nicht mehr, um die stillen Beschäftigungen einer schönen Seele zu entdecken, sondern, um das reitzende Mädchen zu sehen. Ich suchte sie am Tage auf, behandelte sie, als ob ich von allen den Vollkommenheiten, die du an ihr kennen willst, an die ich aber nicht glaubte, überzeugt wäre, und zog das arg-

lose, unvertheidigte Herz des unschuldigen Geschöpfes mit allen den Künsten an mich, welche Rang, Reichthum, eine lebhafte Phantasie, ein geheimer, mir selbst noch unbewußter Plan sie zu verführen, und — laß mich auch hinzusetzen, mein warmes Herz mir gaben. In gewissen Augenblikken war ich fest überzeugt, daß ich sie liebte; und dann verschwand die stille Unruhe im Grunde meiner Seele. Ach, und eben in diesen täuschenden Augenblicken entriß ich dem wehrlosen Herzen des armen Mädchens die Schutzwehr der Unschuld, die ich zu achten glaubte. Ich war am gefährlichsten, wenn ich mich am tugendhaftesten fühlte. Meine Sinnlichkeit mißbrauchte den Sieg, den nur meine anscheinende Liebe über ihr Herz erhalten konnte.

So ging der Winter hin. Konnte ich dir schreiben, Franz? Deine Briefe kündigten mir Streifereien in Kalabrien und Sicilien an; du warest nirgends. Da kam der schöne Frühling: die verjüngte Natur,

die blühenden Aepfel- und Pfirsichenbäume, die einsamen Spaziergänge vollendeten mein Verderben, und das ihrige. Ach ich fürchte, sie liebte mich, sie liebt mich noch jetzt. Ich sie nicht. Mein Rausch, meine Täuschung war zerstört; an die Stelle der Liebe trat, eben so heiß, die Reue, und, noch marternder, Mitleiden, das tiefste Mitleiden, mit dem unglücklichen Mädchen, das verzweifelnd aus den Armen des Verführers stürzte.

Ich sah sie am folgenden Tage nicht; sie war krank, wie mir der Vater sagte. Als ich sie sprechen wollte, verbat sie sich meinen Besuch. Ich war ungroßmüthig genug, diese zarte Schamhaftigkeit zu mißbrauchen, und trat in ihr Zimmer. So wie sie mich sah, bedeckte sie das blasse Gesicht mit beiden Händen, und rief mit zitternden Tönen: „o, ich beschwöre Sie, mich zu verlassen!" Sieh, Franz, — wirst du das von mir glauben? und dennoch ist es so! — das hatte ich gehofft. Ich machte mir

noch ein Verdienst aus meiner Heuchelei. Sie wollen es, Sophie! sagte ich mit einer künstlichen Bewegung, die meinen Schmerz bezeichnen sollte; und so warf ich mich in den Wagen, überließ sie dem Gram, der Trostlosigkeit, der Verzweiflung, und war froh, ihren Vorwürfen entkommen zu seyn.

Nun bin ich hier in Sachtleben, und mein Herz ist ein Raub aller Furien. Mir fehlt der Trost, den sie doch hat: daß Liebe, nicht Wollust, mein Herz so schwach machte. Wo bist du, Franz? wo? Ach, hättest du wieder geschrieben, oder hättest du gar nicht geschrieben: es wäre anders und besser!

6.

Sachtleben.

Noch immer nicht eine Zeile von dir, Franz. Und jetzt, da du mir vielleicht näher kommst, fliehe ich dich. Fliehe? Nein, Franz. Obschon, wenn du mich wieder siehst, deine Stirn voll Falten, obschon dein

erstes Wort ein Vorwurf seyn wird; doch fliehe ich nicht vor dir. Ich gehe nach Dännemark und Schweden, um — Nein, Franz, ich will mich nicht darauf berufen, daß mein Oheim in Kopenhagen mich schon lange zu sehen gewünscht hat; daß es meiner Mutter lieb wäre, wenn ich in den Deutschen Provinzen des Königs angesetzt würde; daß die Reise schon lange halb und halb verabredet war. Ja, Franz, ich fliehe nach Schweden, um der furchtbaren Hinkenden zu entkommen. Ich könnte bis an den Nordpol fliehen; sie würde mich auch dort erreichen. Ihre flammende Fackel ist in meiner Brust; und das Eis des Nordens wird sie nicht verlöschen. Ich wäre zu dir gereist; aber führt nicht der Weg nach Italien durch die Schweiz? und müssen jetzt nicht alle meine Hoffnungen todt seyn, auch die, welche ich, trotz dem Versprechen, das ich meiner Mutter gab, in dem Innersten meiner Seele, wie die Quelle meines Lebens, aufbewahrte? Ich fliehe;

am liebsten möchte ich mir selbst entfliehen.

Und doch — habe ich denn so ganz und gar Unrecht? können denn Lage, Täuschung, Schwäche mir nicht die mindeste Entschuldigung geben? — Sie wies mich ab; ich ging aber wieder nach Sengerssen. Es war zu sichtlich, zu auffallend, daß sie mich vermied; ich mußte nothwendig glauben, daß sie entschlossen wäre, die Verbindung mit mir abgebrochen seyn zu lassen. Freilich sah ich das gern; aber da es nun einmal so war: durfte ich denn nun nicht thun, was unsre Ruhe völlig wieder herstellen konnte? Ein junger angenehmer Mann in der Nähe, ein Candidat, bewarb sich um ihre Freundschaft. Das entdeckte mir ein Zufall, oder meine Aufmerksamkeit auf alles, was sie anging. Ich sprach den jungen Mann. Er gefiel mir, und ich ließ ihn merken, daß ich ihm wohlwollte. Doch trieb ich das alles so langsam, so natürlich, so schonend, daß auch nicht

der mindeste Schatten von Verdacht auf sie fallen konnte.

Der Prediger in Sengerssen bat mich um einen Substituten. Das war natürlich, da er alt und schwach ist. Ich wählte den jungen Mann, ließ dem Alten das ganze Pfarrhaus und die sämmtlichen Einkünfte, räumte jenem einen Flügel der Gutswohnung ein, und sicherte ihm ein ansehnliches Gehalt zu. Jetzt ließ der junge Mann nicht undeutlich merken, daß er Sophiens Hand zu bekommen wünsche, und bat um meine Vermittlung. Die schlug ich ihm geradezu ab; ich schrieb aber Sophien, was ich gethan hatte, und bat sie, das Glück des jungen Mannes durch das unschätzbare Geschenk ihrer Hand zu befestigen.

Mein Brief war so zart, daß er selbst die scheueste Tugend nicht hätte beleidigen können. Ihre Antwort sollte ruhig seyn, oder war es wirklich. Sie bat mich, ihr Schicksal ihrem eigenen Entschlusse zu überlassen, und mich, bis sie den bestimmt hät-

te, aus Sangerssen zu entfernen. Ich reise ab, und glaube, es ist alles aufs beste eingeleitet. Nach vierzehn Tagen komme ich zurück. Ich hoffe sie als Braut zu sehen, und ihr zeigen zu können, welchen Antheil ich an ihrem Wohl nehme; sie hat aber dem jungen Prediger eine bestimmt abschlägige Antwort gegeben, und ist nicht mehr im Orte.

„Ich begreife nichts davon," sagte ihr Vater, als er mir das mit Kopfschütteln erzählte. „Am Tage heiter, doch Morgens und Abends in Thränen. Es wäre mir lieb gewesen, wenn sie den Prediger geheirathet hätte; auch weiß ich, daß sie vor Jahr und Tag nicht Nein gesagt haben würde. Hat der Prediger einen dummen Streich gemacht, wie ich vermuthe, so ist alles vorbei; denn Fiekchen, Ihr Gnaden, hatte ganz eigene Grillen. So ein Jugendfehler schien ihr — Gott weiß! — das unverzeihlichste Verbrechen."

Diese Unterredung, und hundert ähn-

liche, mußte ich ertragen. Ach, wenn der Alte nicht gar zu gutherzig wäre — er würde an dem Wechseln meiner Gesichtsfarbe gesehen haben, daß ich der Verbrecher bin. Es war mir nicht möglich, die Sache so zu lassen. Ich kämpfte lange zwischen Entschluß und Entschluß; endlich fuhr ich zu dem Prediger Günther, wo sie sich aufhielt, und ließ mich unter meinem Nahmen bei der Mamsell Gebhardi melden. Man führte mich in ein Zimmer. Nach einigen Minuten trat ein Mädchen, die Tochter des Predigers, der nicht zu Hause war, mit einem so gespannten, erschrockenen Gesichte herein, daß ich Anfangs, — stelle dir vor, mit welchem Entsetzen! — auf den Gedanken gerieth, sie wisse mein Verbrechen.

„Herr Baron,“ sagte das Mädchen; „meine Freundin Gebhardi ist in der That nicht im Stande, einen Fremden zu sehen. Sie ist schwach, oder wohl krank. Da sie vermuthet, daß Sie wohl sonst

nichts als einen Auftrag von ihrem Vater an sie haben, so bittet sie, daß Sie ihn mir mittheilen möchten." Ich zitterte; aber dennoch drang ich darauf, sie selbst zu sprechen. „O, Herr Baron," sagte das Mädchen: „es müßte etwas sehr Angenehmes seyn, was Sie meiner Freundin zu sagen hätten; sonst bäte ich Sie, ihr eine Unterredung zu ersparen, die sie gewiß ermatten würde. Sie ist krank!" — Das Wort krank betonte sie stark.

Ich weiß nicht, welch ein böser Geist mich so fest hielt. Mein Inneres war zerrissen; und doch bestand ich darauf, Sophien zu sprechen. Endlich führte das Mädchen sie in das Zimmer; und nun hatte mich die Furie auf der Stelle, wo sie mich haben mußte. Sophie schwankte, bleich, mit erloschenem Auge und fliegender Brust, herein. Sie setzte sich matt in einen Stuhl, und winkte ihrer Freundin, uns zu verlassen.

Als wir allein waren, wollte sie reden,

und rang mit einem Lächeln, das sie zu erzwingen suchte. Vergebens. Seufzer erstickten ihre Worte, eine tiefe Wehmuth ihr Lächeln. Ich warf mich in einer halben Betäubung ihr zu Füßen. Mit dem Entschlusse, ihr auf der Stelle meine Hand zu geben, rief ich: was muß ich thun, meine Theure, Sie wieder glücklich zu machen?

„Mich nie wiedersehen!" antwortete sie in langgezogenen, schweren Tönen.

Theure Sophie, sagte ich und wollte ihre Hand ergreifen, die sie bebend zurückzog: ich bin hier, um Ihnen die vollgültigste Genugthuung zu geben; die vollgültigste, sage ich.

„Welche, Herr Baron?" erwiederte sie; und auf die blassen Wangen stieg eine schöne Röthe. „Welche?" Ich wollte einfallen; sie winkte mir aber Stillschweigen zu. „Von Genugthuung, Herr Baron," hob sie langsam wieder an, „kann die Rede nie mehr seyn; die ist unmöglich, völlig unmöglich, weil Sie mich nicht

liebten. Aber um Mitleiden bitte ich Sie; dessen bedarf, und das verdien' ich. Auch bitte ich Sie um eine Güte, nur um Eine: mich nie wiederzusehen!"

Das rührte mich, Franz; doch zugleich fiel mir der Gedanke ein, ob sie nicht etwa eine Maske vornähme, um mich zu rühren. Ich bot ihr noch einmal meine Hand an. Sie zerfloß in Thränen, schlug sie aber aus, ernstlich aus. Jetzt versicherte ich, daß ich sie liebte. „Herr Baron," sagte sie; „so großmüthig diese Täuschung auch ist, so bleibt sie dennoch Täuschung. Es war eine Zeit, da ich es glaubte; allein Ihr Brief ... O, Herr Baron, ich muß Sie dringend bitten, mich zu verlassen. Ich will glauben, daß Sie nicht wußten, was Sie thaten, als Sie mir einen fremden Mann antrugen. Daran dachten Sie wohl nicht, daß Sie dieses Herz zerdrückten, daß Sie mein Daseyn vernichteten." Sie zog die Klingel neben ihr; und ihre Freundin trat herein. Jetzt stand sie

auf, und sagte: „Leben Sie wohl. Ich hoffe, wir sehen uns nie wieder.“ Mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer. Ich war wie betäubt; es fiel mir in seiner ganzen Schrecklichkeit auf, wie sehr mein Brief sie beleidigt haben mußte.

Ich beschwor ihre Freundin, mir noch auf eine halbe Stunde Gehör bei ihr zu verschaffen. Meine Klagen rührten das Mädchen; doch Sophie schlug mir die Unterredung rund ab. Ich schrieb ihr aus dem Wirthshause, erhielt aber meinen Brief unerbrochen in einem Couverte zurück, worin die Worte standen: „Mein Herr, wenn Ihnen die wenigen Stunden, die ich noch zu leben habe, etwas werth sind, so machen Sie keinen Versuch, mich wiederzusehen. Leben Sie wohl! Ich halte Sie nach unsrer Unterredung nicht länger für einen Bösewicht, und verzeihe Ihnen, weil ich mir selbst verzeihe.“

Endlich verließ ich die Gegend, nach hundert mißlungenen Versuchen, sie zu se-

hen, ihr zu schreiben. Ich hoffte, hier in Sachtleben die Ruhe wieder zu finden. Vergebens! Jetzt will ich sie unter dem ewigen Eise des Nordens suchen. Ach, die Furien Griechenlands sind uns übrig geblieben, aber kein Tempel, der uns von dem Verbrechen reinigt. Der Muttermörder Alkmäon fand Ruhe vor den Furien auf einem Lande, das erst nach seiner Frevelthat entstanden war. Ich? Wohin ich fliehe, wird ihre Gestalt vor mir stehen. — Leb wohl, Franz, auf lange Zeit! Leb wohl.

Sophie an Augusten.

7.

Sengerssen.

Ich schicke dir hier das Buch zurück; und, aufrichtig gestanden, es gefällt mir nicht. Die Wahrheit, welche für uns paßt, wie für Jeden, der kein Gelehrter seyn kann,

muß nicht nur einfach seyn, sondern auch können einfach ausgedrückt werden. Eine Wahrheit, die auf einer Menge von spitzfündigen Schlüssen beruhet, die einem einfachen, gesunden Verstande nicht sogleich einleuchtet, die — möchte ich sagen — von dem Herzen nicht sogleich als wahr gefühlt wird: die paßt nicht für mich. Lebenswahrheit hat einen Charakter, der sie bezeichnet: sie ist verständlich. Für den Gelehrten mag das seyn, ein nützliches Spiel des Verstandes; wir sollen die Wahrheit mehr üben, als bekritteln. Und hier ist alles so kostbar ausgedrückt: man stutzt auf jeder Seite vor etwas Neuem; ich glaube aber, wir müssen gegen das Neue eine Art von Mißtrauen haben. Es würde mir leid thun, wenn das nicht auch deines Vaters Meinung wäre.

Ich habe jetzt ein wenig mehr Geschäfte, als sonst; der Baron von Kielegge ist angekommen, um den Herbst und vielleicht auch einen Theil des Winters hier zuzubringen.

Mein Vater gerieth vor Freuden außer sich, als er den jungen Herrn, der seine Kindheit hier zugebracht hat, wiedersah. Ich selbst war nicht wenig neugierig, einen Mann kennen zu lernen, den mein Vater ein Wunder der Welt nannte, und den er — bis auf Henriettens Bruder, den Busenfreund des Barons — für den edelsten aller Jünglinge erklärt. Dir kann ich ja wohl gestehen, daß Henriettens Erzählungen von dem Baron, und einige Briefe ihres Bruders Franz, die ebenfalls sein Lob, und nur sein Lob enthielten, zu dieser Neugierde nicht wenig beitrugen. Er ist ein junger Mann, von vier und zwanzig Jahren etwa, dessen Gesicht ein Zug von Ernst recht interessant macht; und wirklich, liebe Auguste, thut er wenigstens nichts, was dem Lobe meines Vaters und seines Freundes widerspräche.

Er spricht gut, und — so viel ich nach einigen Unterredungen, die er in meiner Gegenwart mit meinem Vater hielt, dar-

über urtheilen kann — mit einem eindringenden, festen Tone. Sein alter Bedienter, ein ehrwürdiger Mann, liebt ihn väterlich; und das ist wohl ein sicheres Zeichen, daß er ein guter Mensch seyn muß.

Wenn er mit funkelnden Augen, mit einem schönen Entzücken von seinem Freunde spricht, dann seh' ich ihn am liebsten. Ein Paarmal hat er mich über die Gränze weggeführt, die ich mir in meinem Betragen gegen ihn besonders darum gesteckt habe, weil er so gütig und artig ist. Er erzählte meinem Vater, wie sein Franz in den unterirdischen Gewölben zu Rom oder Neapel — ich hatte große Lust, ihn zu fragen, weshalb er dahin gegangen wäre; denn die Beschreibung dieser Höhlen interessirte mich — wie sein Franz ihm dort das Leben gerettet hätte. Und nun wendete er sich in einer Art von Begeisterung, mit einer solchen Herzlichkeit an seinen entfernten Freund, daß ich mich abwenden mußte, um ihn das Vergnügen und die Wehmuth,

die mich mit großer Gewalt ergriffen, nicht sehen zu lassen.

Als mein Vater ihn auf seine Jugend brachte, fiel er mit einer Wärme ein, die beinahe an Schwärmerei gränzte, und redete von seinem verstorbenen Vater, der ein vortrefflicher Mann gewesen seyn soll, höchst kindlich und ehrerbietig; eben so von seiner Wärterin, die noch hier lebt, und mit der er, wie ein Sohn mit seiner Mutter, umgeht. Ich blickte ihn zuweilen von der Seite verstohlen an, um zu beobachten, ob diese Wärme wohl nicht ein wenig erkünstelt wäre. Aber nein: er brauchte die einfachsten Worte, um seine Gefühle zu bezeichnen; er blieb nur so lange bei einem Gegenstande, bis mein Vater ihn auf einen andern brachte. Ton, Stimme und Gesicht wechselten bei minder und mehr interessanten Gegenständen. Sein Auge funkelte, wenn er den Nahmen Franz aussprach; sein ganzes Gesicht bekam einen schönen Zug von tiefer Ehrerbietung, so

oft mein Vater sagte: „und der selige Papa!"

In der That, liebes Kind, der junge Mann interessirte mich. Dein Vater hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, wir Mädchen hätten den Schwärmer von jeder Art weit lieber, als den ruhigen, gesetzten Mann mit vieler Besonnenheit. Und ein recht angenehmer Schwärmer ist der Baron.

Sieh, jetzt war bei uns auf einmal alles lebendig. Der steife, abgezirkelte Garten wurde, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, in einen Lusthain verwandelt. Jeder Hügel, jedes Thal bekam Nahmen und Bestimmung, die sich fast immer auf den Sohn oder den Freund bezogen.

War er einen Tag abwesend, so durchstreifte ich seine Schöpfung, und es freute mich, daß mein Herz alle seine Lieblingsplätze errieth. O gewiß, — du wirst lächeln, Auguste — ich wußte mir insgeheim nicht wenig damit, daß unser Geschmack so übereinstimmend war. Auf meiner Lieblings-

stelle oben zwischen den Felsen, wo man unter sich das Rauschen des Flusses hört, hat er von rohen Steinen einen Altar der schönen Einsamkeit errichten lassen. Wilder Wein schlingt sich verbergend um ein Gerüst, und hängt wie eine Laube über den Altar und den Sitz, meinen Sitz und den seinigen, schauerlich hin.

Er wird Sengerssen wieder verlassen; und ist es nun nicht, als ob er mein Leben hätte verschönern wollen? Glaube nicht, daß ich weniger dankbar dafür bin, weil er das alles that, ohne zu wissen, für wen, und weil er noch nicht zehn Worte mit mir gesprochen hat. Ich vermeide ihn (wohl mehr als es eigentlich nöthig wäre), weil ich fühle — wie drücke ich mich nun aus, damit du nicht zu sehr lachst? — weil ich fühle, daß mir seine Gesellschaft leicht zu angenehm werden könnte.

Ich habe nicht gescherzt, liebe Auguste. Was ich vorhin zuletzt schrieb, ist mein

Ernst, ob es gleich ein wenig eitel scheinen kann. Du solltest nur wissen, wie gut er ist! Täglich erweiset er den Unglücklichen auf seinen Gütern Wohlthaten, ohne es künstlich zu verbergen, und ohne darüber zu reden. Er handelt, wie sein Herz es ihm gebietet, und nimmt persönlichen Theil an den Unglücklichen. So ist es mir lieb, daß er mich fast gar nicht zu bemerken scheint, und daß ich den Muth habe, ihm mancherlei kleine Talente zu verbergen.

Er weiß nicht, daß wenigstens Ein Herz in Sengerssen seine Größe fühlt und achtet. Zuweilen redet er mich an; ich antworte aber, wie man es wohl thut, wenn man eben keine Zeit hat, das Kürzeste das Beste. Das ist ein Triumph für mich, und — glaube mir! — nicht der kleinste, nicht der leichteste; denn es kostet mir oft nicht wenig Mühe, zu schweigen, wo ich wohl etwas Verständiges zu sagen wüßte. Wenn du mich darum nicht lobst, so wird mich

doch dein Vater loben; und sein Lob und deine Liebe sind ja Alles, was ich mir wünsche.

8.

Sengerssen.

Was du von Liebe, von dem Erwachen meines Herzens plauderst, liebe Auguste, ist — woran du wohl nicht gedacht hast — gar nicht unwahr; doch zum Glücke kann ich dir mit einem heiteren Gesichte und einem frohen Herzen schreiben. Wäre der Baron von meinem Stande, zeichnete er mich aus, verlangte er meine Hand: ich fühle, daß ich glücklich seyn würde. Das alles ist nun aber nicht; und so fühle ich nichts weiter, als daß ich meinen Weg fortgehen muß. Ich treibe meine Geschäfte, nähe, plätte, koche, kurz, ich besorge die Haushaltung, und vergesse oft halbe Tage lang, daß zwei Zimmer weit von mir ein junger Mann wohnt, so gut, so edel, wie ich noch keinen gekannt habe.

Daß dein Vater über meinen Brief ein wenig bedenklich geworden ist, wundert mich gar nicht. Ich selbst bin es ja, und jetzt betrage ich mich behutsamer als je, da der Baron — der Himmel mag wissen, warum? — mich auf einmal bemerkt, mich geflissentlich in Gespräche zieht, mich beobachtet, und mir nachgeht, wenn ich einmal verstohlen durch den Garten schleichen will.

Er sieht mich oft lange und mit einer gewissen Befremdung an, thut Fragen, die ich von ihm nicht erwarte, und will mein Urtheil über Dinge hören, von denen er gewiß nicht weiß, daß ich fähig bin, darüber zu urtheilen. Ich antworte einfach, am meisten das goldne: ich weiß es nicht; und so läßt er mich gehen. Nach drei oder vier Tagen ist es aber wieder, als wollte er mich über meine Kenntnisse vernehmen, als wollte er mich aushorchen.

Auguste, es kostet diesem pochenden Herzen oft schwere Mühe, mit dem unbedeutenden Gesichte vor ihm zu stehen, und al-

LB Coburg

len Schein zu vermeiden, als ob ich ihn flöhe, oder suchte. Es kostet Mühe; aber sie lohnt auch: denn was würde deine arme Sophie leiden, wenn ihr Herz noch stärker pochte, als jetzt, wenn sie anders, als heiter, als lachend, an ihn denken müßte!

Du glaubst nicht, wie gut, wie edel, wie großmüthig, und wie kindlich er dabei ist! Du glaubst nicht, wie ungestüm dies eitle Herz oft schlägt, wenn er von dem Glücke der Freundschaft, von dem Glücke der Liebe ... Weißt du, was ich bemerkt zu haben glaube? Er liebt; — und so wäre ich ja sicher. — Er liebt unglücklich; und so — O lächle nicht! Ich möchte das Mädchen nur einmal sehen, daß dieser Mann liebte, und von dem er nicht wieder geliebt würde. Wachend und träumend stelle ich sie mir vor. — Wenn ich sie sähe, dann würde ich doch wissen, daß er mich nicht lieben könnte; und dann — wäre ich ja wohl am sichersten: nicht wahr? — Leb wohl.

9.

Sengerssen.

Ach, Auguste! als wir mit einander verabredeten, ein Zeichen auf unsre Briefe zu setzen, wenn sie gänzlich unter uns bleiben sollten, da dachte ich nicht, daß ich es je für mich nöthig haben würde. Und nun! — Ich werde das Zeichen doppelt auf den Umschlag setzen, und bitte dich, jeden künftigen Brief von mir wie ein Heiligthum, selbst deinem Vater, zu verbergen. Ach! brauchte ich das, wenn nicht schon eine Schuld auf meinem Herzen läge?

Eine Schuld! Erschrick nicht, liebe Auguste. Ich zittre nicht vor meinem Herzen (es ist noch rein), aber wohl vor dem Schicksale, das drohend über mir hängt. — Wäre des Barons Vater ein Prediger, ein Pächter gewesen, so würde jetzt der Himmel rein und heiter, ein Bild meines Herzens, über mir glänzen, Engel und Menschen würden segnende Blicke auf mich werfen, und die Zukunft wie eine schöne Tri-

umphpforte vor mir stehen. Aber — er ist ein Baron; und nun liegt der Himmel schwer und dunkel auf meinem Haupte; die Zukunft steht drohend und schwarz vor mir da; die Menschen werfen spottende, und, wenn sie besser sind, mitleidige Blicke auf mich. Die Engel? nun, die segnen mich dennoch.

Ja, ich liebe ihn. Lange, sehr lange kämpfte ich. Du erfuhrest nichts von diesem Kampfe, liebe Auguste, weil nur die Siegerin ihn dir erzählen sollte. Und jetzt? — Ich liebte ihn. Auch das hätte dein Vater wissen mögen; denn meine Liebe, obgleich Liebe, war nur ein höheres Wohlwollen, ein stiller, seliger Genuß meines eigenen Herzens. Ich liebte hoffnungslos. Erst zitterte ich vor diesem Worte; als ich aber wußte, daß ich ihn liebte, da verschwand meine Furcht vor dieser Vorstellung, und ich fühlte mich in meiner stillen Liebe glücklich. Kein Seufzer (meine Brust war leicht) verrieth das Geheimniß meiner

Brust. Er war gleichgültig gegen mich. Nur in den wildern Träumen meiner Phantasie that das meinem Herzen weh; in jeder besseren Stunde war es für mich eine Quelle von Zufriedenheit. Ich gab mich dem sanften Zuge meines Herzens gänzlich hin: ich war ja meiner so sicher; er wußte, er sah ja nicht, daß ich ihn mit allen Kräften meiner Seele liebte. O, es hätte mein ganzes Leben so fortdauern können: ich wäre glücklich gewesen, ohne mehr zu wünschen.

Auf einmal, ganz auf einmal — ich schwöre dir, kein Blick hatte ihm mein Geheimniß verrathen! — auf einmal, gänzlich ohne stufenweises Uebergehen von einer Empfindung zur andern, drängte er sich an mich, mit allen Zeichen der Leidenschaft, und einer so heftigen, daß ich mißtrauisch wurde. Ich suchte mir sein Benehmen, das mir unbegreiflich war, zu erklären. Auguste, könnte es ihm nicht eben so gegangen seyn, wie mir? könnte nicht diese

stille,

stille, mächtige Leidenschaft sein Herz, könnte nicht eine Hoffnung seinen Entschluß zu schweigen überwältigt haben? Warum wäre denn das auch so ganz undenkbar? Er hat seiner Mutter, seiner Familie, seinem Stande Rechenschaft zu geben. Das mag schwer seyn; aber unmöglich ist es doch nicht. Indeß dem sey wie ihm wolle, genug, er liebte mich; ich möchte sagen: er liebte mich mehr, als ich ihn; denn er stand mit einem Schritte an dem Ziele, das in unermeßlicher Ferne von mir lag. Er drängte sich zu mir, suchte mich auf, kam meinen kleinsten Wünschen zuvor, und riß mein Herz mit Gewalt an sich. Nie sagte er mir, daß er mich liebte; und dafür dankte ich ihm im Herzen: denn was wäre aus deiner armen Sophie geworden, wenn er geredet hätte! Aber läßt sich die Liebe verbergen? Ich fürchte, er kennt mein Herz, wie ich das seinige. Lange kann dieser peinlich-angenehme Zustand nicht mehr dauern. Ich sehe das süße Geständniß auf

seinen Lippen schweben; nur mein Ernst, meine anscheinende Ruhe hält es zurück. Ach, wenn er wüßte, was ich fühle; er und ich, wir wären glücklich!

Glücklich? Ja, ich lege die Hand an die Stirn; und nie kann ich etwas Anderes denken, als: ich werde glücklich seyn. Das wirst du mit dem finstern Anfange meines Briefes nicht zu reimen wissen; aber bei einem Anfange ist man ja immer ein wenig feierlich, und eben darum nicht ganz wahr. Ich sähe es lieber, wenn er von meinem Stande wäre; doch da das nun einmal nicht ist, nicht seyn kann: so fühle ich denn doch, trotz Allem, was dein Vater darüber sagt, daß sein Rang mich nicht hindern würde, mit ihm glücklich zu seyn, und ihn glücklich zu machen. Die Zeit hat das Vorurtheil geschwächt; als dein Vater jung war und sich seine Begriffe über Manches bildete, herrschte es noch in seiner ganzen Stärke. Man würde mich der Rangsucht, vielleicht der Habsucht

beschuldigen; ja! Das vergäße sich aber. Ich finde jetzt so viele Schwierigkeiten nicht mehr, Auguste, als ich noch vor einem Monate fand. Damals schien mir alles unmöglich, und jetzt scheint es mir sehr leicht. Ich erwarte, was mein Schicksal über mich verhängen wird; fodert er aber meine Hand, ist er frei entschlossen, mein zu werden, dann — Auguste, mein Herz schlägt dennoch ängstlich. Ach, ich fühle, die Minute, in der ich zum ersten Male unter seine Verwandten treten sollte, würde mir peinlich seyn, und wenn mich auch das Geständniß seiner Liebe zu dem glücklichsten Wesen gemacht hätte.

Ich bin glücklich und unglücklich. Der Anfang meines Briefes ist wahrer, als ich es hinterher selbst glaubte. Ich schrieb ihn mit zitterndem Herzen, mit nassen Augen. Ach, ich liebe ihn: das ist Alles, was ich weiß.

10.

Sengerssen.

Auguste! Ich bin verloren, auf ewig verloren! Entsetzlich! Wie wird das enden! wie! O, wäre ich todt! bedeckte das Grab dies vernichtete Herz!

Wieder ein Tag hin! ein Tag, lang wie die Ewigkeit, und voll Qualen, wie die Hölle. Schon glaubte ich, meine zitternde Hand hätte die letzten Züge auf das Papier geschrieben. Ich konnte dir nicht einmal ein Lebewohl sagen. O lebe wohl! lebe glücklich, Auguste! Flieh, hasse, verachte die Männer! Das räth dir deine sterbende Freundin. Der gewaltige Schmerz muß und wird mein Herz brechen. Wie könnte ich das Leben ertragen! Leb wohl!

Ich bin noch, ich fühle mein verhaßtes Daseyn noch immer. O, ich wurde betrogen, wie noch Keine, mit dem kältesten Spotte betrogen. Weh mir! Ich starre die

Welt an, wie ein Gefängniß. Und wäre das nun erst, was ich befürchte! Wäre das! Ach, meine Sinne sehen ja nichts mehr als nur mein Elend, meine Verzweiflung. Hier liege ich, und hebe die zitternden Hände auf zu einer Welt ohne Mitleid, in ein gräßliches Dunkel, wo nur die Stimme des Verbrechens, das Hohngelächter der Lasterhaften ertönt.

Mochte er mich betrogen haben, der lächelnde, heuchlerische Bösewicht! mochte er! Aber diesen Brief schrieb er mir! O, mit dem in der Hand will ich sterben, mit dem in der Hand ihn anklagen; und er soll zittern! Dieser Brief, wie ist es möglich, daß er nicht mein Herz zerschmetterte! Ich lege ihn auf die pochende Brust; ach! und dennoch hört sie nicht auf zu schlagen. O, verspottet mit dieser Liebe! so verspottet! mit dem giftigsten Hohngelächter!

Verzweiflung soll dieser zuckenden Hand

die Kraft geben, dir mein Elend zu schreiben. Nimm diesen Brief, Auguste, nimm ihn, wenn ich todt bin, und wirf ihn dem Verräther ins Gesicht. Du sollst meine Rache erben.

Er liebte mich nicht, der wollüstige Bösewicht; ich war nur zu seinem Opfer ersehen. Das Bubenstück gelang ihm. Ich sank in den Abgrund, den er zu meinen Füßen aufgegraben hatte. Ach, sicher durch seine erlogne Liebe, durch seine geheuchelte Tugend, ging ich von Verderben zu Verderben; mein Herz, meine Unschuld begünstigten die Plane seines Hasses. Ich wurde verführt; doch nur mich sah ich mit Abscheu an, nicht ihn. Er kam, und wollte mich sprechen. Ich war nicht im Stande ihn zu sehen. O, hätte ich ihn doch gesprochen! mein Schmerz würde seine Grausamkeit entwaffnet haben. Unmöglich konnte er sagen, was er schrieb; und hätte er es gesagt, so wäre ich auf der Stelle gestorben.

Auguste, ich lese wieder, was er geschrieben hat, und glaube, daß eine Zauberei mein Auge täuscht. Kann ich dann nicht mehr zweifeln, daß er es schrieb, so suche ich nach einem mildernden Worte in diesem entsetzlichen Briefe; doch sein Mitleiden ist Hohn, sein Bedauern ein giftiger Spott. Höre Auguste! Er trägt mir die Hand eines Andern an. „Ich traue Ihnen,“ schreibt er, „Charakter genug zu, sich unter die gebietende Nothwendigkeit zu beugen!“ Sieh, einen schändlichen Betrug trauet er mir zu. Nicht genug, daß er mich betrogen hat: — er will auch noch ein fremdes Herz in meine Schande verwickeln. Das nennt er meinen Charakter! darauf bauet er mit einer mich so erniedrigenden Zuversicht, daß ich vor dem bittern Gefühle meiner Schande — denn was muß ich in seinen Augen seyn, daß er mir, jetzt schon, die Hand eines Andern, gleichviel ob eines ehrlichen Mannes, oder eines von ihm erkauften Niederträchtigen, anträgt! — daß

ich mich vor mir selbst verbergen möchte. O, ich dachte auch schon die grausamsten Gedanken. Oder wünschte er etwa, daß ich mein Leben endigen sollte? wünschte er das? Was mich erhielt, Auguste, was in meine fürchterliche Verzweiflung einen Tropfen Ruhe goß, war der Gedanke an deinen und deines Vaters Schmerz. Und dennoch zittere ich noch jetzt vor mir selbst.

11.

Sengerssen.

O Auguste, was habe ich gethan! Schrieb ich dir das wirklich? So weißt du meine Schande, und bittest mich dennoch, zu dir zu kommen? Darf ich je wieder mein Auge zu dir aufschlagen? Kannst du je dies Herz, worin die wilde Flamme des Lasters brannte, an deine Brust, den Sitz der Unschuld, drücken? Würde nicht die finstre Reue, die ewige Trauer, der stumme Schmerz des unglücklichen Mädchens eure Tage voll Heiterkeit trüben? und dürfen in dem Tem-

pel der Tugend die Seufzer eines Lasterhaften erschallen, auch wenn es die Seufzer der Reue sind?

Auguste, sprich mich nicht frei von aller Schuld. Ich verführte mich selbst. Warnte mich dein Vater nicht? Sagtest du, wenn auch nur scherzend, mir nicht mein Schicksal voraus? Ach, ich trotzte auf mein Herz, das noch keine Gefahr geprüft hatte; ich hielt es für einen Triumph, mit der Gefahr zu spielen. Wußte ich nicht, was dein Vater so oft sagte: wir sollten vor dem ersten Schritte zu einem ungewöhnlichen Verhältnisse zittern, weil Niemand wisse, wie weit dieser erste Schritt am Ende führen könne?

O jetzt, da der Sturm der wilden Leidenschaften, des Hasses, der Verzweiflung, aufgehört hat; jetzt, da mein Herz nur unter den Thränen eines finsteren Grams zerfließt: jetzt sehe ich deutlich, daß und wie ich fehlte, daß die Hälfte der Schuld mein ist, und daß du Siegerin gewesen seyn

würdest, wo ich die Ruhe meines Lebens auf immer verloren habe.

Nein, Auguste, wenn ich auch zu dir komme, ich kann nie wieder ruhig, nie wieder glücklich werden. O, täusche mich nicht mit Hoffnungen, die mein Herz nur dann fassen könnte, wenn es verderbter wäre, als es ist. Es giebt nur Einen Trost für mich: den, daß ich das Vergehen einer unglücklichen Minute, einer thörichten Eitelkeit, mein ganzes Leben hindurch büßen werde. Ich habe mich wie eine Nonne von der Welt geschieden, nur mit einem heiligeren Gelübde. Das Glück der Häuslichkeit, der heiligsten Verbindungen zwischen Menschen, ist für mich nicht mehr. Freundschaft und Wohlwollen bleiben mir übrig, sonst nichts. Du wirst mich verstehen; und ich möchte nicht gern, daß du nur ein Wort dagegen sagtest, weil sich doch nichts Wahres dagegen sagen läßt.

Auf die Bedingung, daß ich gänzlich aus der Welt verschwinden darf, komme ich zu

dir; nur auf diese Bedingung, Auguste. Sonst würde ich sogar den Muth haben, dich und deinen Vater auf immer zu verlassen. Ich verlange ausdrücklich, daß du deinem Vater alles sagest; denn er muß wissen, wen er bei sich aufnehmen soll. Nur um das Einzige bitte ich ihn, daß er nie mit mir über die Sache spricht. Will er mich nicht aufnehmen, so schicke mir durch den Boten ein Andenken an dich, einen Ring, eine Haarlocke, und laß mich dann ohne Abschied gehen. Sobald der Bote zurück ist, reise ich von hier ab — entweder zu euch, oder in die tiefste Einsamkeit. Sag mir in deiner Antwort bestimmt, ob Ihr, du und dein Vater, meinen Vorsatz, ganz aus der Welt zu verschwinden, billiget; denn, Auguste, ich mag die Sache betrachten, von welcher Seite ich will, so fühle ich, daß von nun an eine mehr als klösterliche Einsamkeit mich der Welt entziehen muß. Für Herzen wie das meinige, wäre das Kloster eine Wohlthat; ich aber

kann mehr als ein Kloster finden: die schöne Einsamkeit bei euch, wo mich noch Niemand kennt, und das freundschaftliche Herz meiner Auguste. Leb wohl.

12.

Sellenberg.

Nun, Auguste, ist mein letztes Geschäft mit der Welt beendigt. Mein Vater starb in meinen Armen, ruhig, lächelnd, wie sein ganzes Leben gewesen war. Er ist reicher, als ich dachte, als er selbst wissen mochte. Deinen Vater hat er im Testamente zu meinem Vormunde ernannt, und ihn von aller Verantwortung frei gemacht. Ich stehe also, wie ich es wünschte, nur mit ihm in Verbindung. Unter seiner Vollmacht habe ich, was da war, in baares Geld verwandelt. Ich nahm von Allen Abschied, als ginge ich gerades Weges nach Westphalen, wo ich Verwandte von mütterlicher Seite habe, deren Nahmen man nicht kennt; so bin ich denn für meine hiesigen Be-

kannten völlig verschwunden. Mit Zittern besuchte ich noch den Park, das Otaheitische Häuschen; an der Laube stand ich mit gefaltenen Händen, und zerfloß in milden Thränen. Mitten unter diesen bittern Empfindungen regte sich dennoch ein sanftes Gefühl von Liebe, das mich nicht ganz unglücklich seyn ließ. Ach, Auguste, ich habe ihn unbeschreiblich geliebt; denn — ich liebe ihn ja noch! Einen schwermüthigen Tag — es donnerte vom Morgen bis zum Abend in der Ferne — brachte ich in dem Parke zu, und übersann mit finsterem Staunen den Gang meines Schicksals. Was that ich Arme? fragte ich, in Thränen zerfließend, wohl hundertmal. Warum mußte ein edler Mensch ein Verbrechen, vielleicht das einzige in seinem Leben, auf Kosten meines ganzen Glückes begehen? So quälte ich mich mit Zweifeln. Ach, Auguste, dein Vater schüttelt den Kopf zu unserm Glauben, daß er dennoch ein guter Mensch sey. O, wenn er wüßte, was ich leide, er

ließe mir den Glauben unangetastet. Auch behalte ich ihn, ob mir gleich die Begebenheit noch räthselhafter geworden ist, seitdem ich Walthers Schwester gesprochen habe. Ich nahm den Weg über Sellenberg, um Henrietten Lebewohl zu sagen; denn auch sie soll glauben, daß ich nach Westphalen reise. Mit dem dritten Worte waren wir bei ihrem edlen Bruder, und mit dem vierten bei dem Baron.

Auguste, ich habe mich nicht geirrt. Er hat mich nie geliebt, wie du glaubtest, und wie auch ich zuweilen glauben wollte. Er liebte, er liebt vielleicht noch jetzt, eine schöne Schweizerin, mit der er eine Reise durch Italien, oder aus Italien, gemacht hat. Ganz genau war Henriette nicht unterrichtet; sie wußte nur, daß des Barons Mutter die Verbindung nicht hat zugeben wollen, und daß er von seiner Geliebten weggereist ist, ohne ihr seine Leidenschaft zu entdecken. Am Ende zeigte sie mir einen Brief ihres Bruders, dem zufolge diese

Schweizerin ein sehr vortreffliches Mädchen seyn muß. Wenn man das liest, sagte ich lächelnd, sollte man glauben, dein Bruder liebte die Schweizerin eben so heiß, wie der Baron sie je geliebt haben kann.

Henriette erwiederte lächelnd: „das will mein Bruder nicht zugeben, ob er gleich ganz offen gesteht, daß er entschlossen ist, noch den ganzen Sommer in und um Altorf zu bleiben ... Wenn er sie auch liebte," setzte sie vertraulich hinzu: „er würde schweigen und sterben; denn er rechnet noch immer darauf, daß sein Freund ihre Hand bekommen soll. Du hättest," fuhr sie fort, und sah mich ein wenig lauernd an, „meinem Bruder vielleicht einen großen Dienst erweisen können, wenn du ..." — Ich erröthete. Sie bemerkte es, und brach ab. — Nun? wenn ...? fragte ich.

„Der Baron hielt dich, wie mein Bruder mir schreibt, für ein gutes, liebes Mädchen; aber auch für weiter nichts. Uebrigens hat er dich sehr reitzend gefunden. Du

weißt, wie eitel man auf seine Freundinnen ist. Nun, so schrieb ich denn meinem Bruder: in Sengerssen, bei dir, wäre der Baron noch schlimmer daran, als bei allen Mädchen in der ganzen Schweiz. Ich dachte Wunder, wie weit es mit dem Baron gehen sollte. Er findet dich schön; gut. Aber du verbirgst ihm deinen Geist, machst immerfort die bloße Haushälterin; und er reist wieder weg, ohne auch nur zu ahnen, mit welch einem Mädchen er acht Monate in demselben Hause gelebt hat. Sieh," fuhr sie fort: „das war freilich nur ein Gedankenspiel für mich allein; es wurde mir aber ernsthaft, als mein Bruder, der diesen Winter, Gott weiß wo, gesteckt hat, mir aus Altorf schrieb, sich auf das genaueste nach dir erkundigte, und mich bat, dich im Auge zu behalten, und ihm fleißig von dir und Allem, was dich anginge, Nachricht zu geben. Ich dachte, die Liebe, die ich wünschte, wäre schon in völligem Gange. Auf einmal reist der Baron nach

Schweden;

Schweden; und du gehst von Sengerssen weg, man weiß nicht, wohin. Aus ein Paar Worten, die meinem Bruder aus der Feder geschlüpft sind, setze ich mir nun ein allerliebstes Geschichtchen zusammen, und bedaure nur, daß es nicht geglückt ist."

Ich konnte vor Erwartung nicht reden, und sah sie nur mit starrem Blicke an. Sie fuhr fort: „Mein Bruder Franz liebt, vielleicht ohne es selbst zu wissen, die schöne Schweizerin. Der Baron hätte dich geliebt, meint er, wenn du nicht gar zu bescheiden gegen ihn gewesen wärest."

Sieh, so plauderte sie weiter, und zeigte mir auch die Briefe. Was ich darin sah, war weiter nichts, als daß der Baron mich nicht liebte. Von allem Andern, was sie darin zu finden glaubte, fand ich wenig. Mein Gefühl wurde mir zu schwer, und ich sagte ihr Lebewohl. Ich ging auf das Posthaus, und wollte abfahren; aber — o lache nicht, Auguste! — ich entschloß mich, noch einen Tag zu bleiben, um Franzens

Briefe noch einmal zu lesen. Es ist schon spät. Was ich aber auch morgen wieder in den Briefen finden werde — gewiß nur Thränen, nur neuen Kummer — : so weiß ich doch, daß für mich die tiefste Einsamkeit gehört. Es ist also gut, sehr gut, daß ich von deinem Vater als eine Wittwe angekündigt worden bin; — und könnte ich mich denn nicht so betrachten? Deshalb freue ich mich, daß dein Vater den Ruf nach Bergeleben angenommen hat, ob er gleich dadurch von allen seinen Freunden getrennt wird. Dort kennt mich Niemand, und ich kann so einsam leben, wie ich will. Das Stübchen, mit den Kastanien-Bäumen vor den Fenstern, um das ich bitte, ist so dämmernd, so heimlich. Nur Eins fällt mir zur Last: mein Vermögen. Ich wollte, dein Vater erlaubte mir, es durch eine Schenkung mit seinen Kindern zu theilen. Es würde uns Alle wohlhabend machen; mich macht es reich, und der Gedanke, das zu seyn, ist mir widrig. Ach, Augu-

ste! warum liebte er mich nicht! Nein, ich bringe diesen Brief dir selbst. Ich sehe Henrietten nicht wieder. Diese Nacht reise ich ab. Denn was könnte sie mir sagen, als: er liebte dich nicht!

Ich habe auf ewig von ihr Abschied genommen. Ja, Auguste, Allem, was mir theuer ist, sage ich ewiges Lebewohl. Ich Unglückliche!

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

13.

Lidköping.

Franz, hier an einem Flusse, der einen vaterländischen Nahmen hat, an der Gothischen Elbe, in einem Dörfchen, erhalte ich zum ersten Male Nachrichten aus Deutschland, von dir, von Allem, was mich angeht. O zittre nicht, mich zu treffen! Du nicht, die Rache ist es, die mich trifft.

Verhülle deine Trauerbotschaften nicht in schmeichelnde, sanfte Worte. Du thust es vergebens, mein Freund; es giebt Federn, die härter sind, als die deinige. — Sieh, da stand ich auf dem Felsen, an den höchsten Wasserfällen in Europa, denen von Trollhätta. Ach, dieser fürchterliche Wassersturz erinnerte mich an den Rheinfall; und von da flog ich in die glücklichen Thäler der Schweiz, wo ich doch Einmal in meinem Leben glücklich gewesen bin. Unter diesem gewaltigen Brausen stieg die kurze schöne Zeit, wo noch kein Verbrechen auf meinem Herzen lag, wo ich noch den Muth hatte die schwersten Opfer zu bringen, in holder Gestalt vor mir auf. Ich lagerte mich in diesen wilden, öden Felsen, einem harten, rauhen Bilde der schönen Schweiz. Jetzt wagte ich es wieder, doch nur in der weitesten Ferne, das Traumbild einer schönen Hoffnung vor mir aufzustellen. Ich dachte mir das so tief von mir beleidigte Mädchen ruhig, glücklich. Der Himmel war

versöhnt, und ich eilte, wie auf Flügeln, den Weg vom Norden zurück nach jenem Paradiese, wo sie wohnt, die ich liebe, die ich nie vergessen werde. Nun trat ich in das Landhaus, das du jetzt kennst, dessen Vorsprung eine Laube von Geisblatt ist, von wo man die schönste Aussicht auf den See hat, und wo ich, ehe der Wille meiner Mutter mich zum Elende verdammte, so glückliche Stunden mit dem edlen Mädchen zubrachte.

Es gelang mir, als ich so da saß, ein Bild meines ehemaligen Paradieses hervorzuzaubern, und ich war eine Minute glücklich. Auf einmal hörte ich ein Geschrei mehrerer Stimmen. Ich wurde unmuthig darüber, daß ich nicht einmal hier, in dieser felsigen Wildniß, ruhig träumen sollte. Bald stieg eine Menge Menschen, groß und klein, von beiden Geschlechtern, zwischen den Felsen hinan, und mit ihnen eine Frau, die im heftigsten Schmerze die Hände rang. Zwei Männer führten sie oben auf den Fel-

sen; und die Uebrigen folgten unruhig. Ich ging ihnen nach, um zu erfahren, welche Absicht man mit dem Weibe hätte. Dort! dort! sagte ein Alter, und zeigte auf eine Insel, die zwischen zweien von den Wasserfällen liegt.

O, mein Sohn! mein Sohn! rief die Frau mit Tönen des Jammers, und sank ohnmächtig zurück. Man trug sie die Felsen hinab; unten hörte ich sie aufs neue rufen: o mein Sohn! mein Sohn!

Ich fragte einen alten Bauer aus Trollhätta, der zurück geblieben war, um den Zusammenhang der Begebenheit. So viel ich ihn verstand, erzählte er mir Folgendes. Im vorigen Herbste reißt der wüthende Strom einen Kahn zwischen den Felsen durch, in den Wasserraum zwischen den zwei Wasserfällen. Der Kahn wird zerschmettert; ein Mensch rettet sich aber auf die Insel, die der wilde Strom hier zwischen den Klippen bildet. Nie hat ein Mensch sie betreten, als dieser allein, seit

Jahrtausenden allein. Er jammert und durchgeht mit wankenden Schritten das Eiland seines Todes, diesen Aufenthalt der Verzweiflung. Die Einwohner von Trollhätta sind zusammengelaufen; viele Menschen stehen auf den Spitzen der Klippen, und starren seufzend hinab. Ihre Angst, ihr Geschrei, vermehrt das Schrecken des Unglücklichen noch. Er flehet um Hülfe, die doch unmöglich ist. Der Strom brauset fürchterlich, pfeilschnell, mit unwiderstehlicher Gewalt über den felsigen Abschuß dem zweiten hohen Sturze zu. Die muthigsten unter den Zuschauern dringen von Klippe zu Klippe dem Unglücklichen näher, ihm die schreckliche Nachricht zu bringen, daß er nicht zu retten ist. Man bringt Seile, Leitern, Balken, Haken: ohnmächtige Werkzeuge, die gar nichts nützen, die dem Verzweifelnden nur zeigen, daß die Menschen ihn gern retten möchten, und es nicht können. Wie ist es möglich, ein Seil durch die wüthenden Wellen zu bringen?

Der Unglückliche sinkt endlich auf die Kniee, und scheint den Allmächtigen um Hülfe anzuflehen. Die Menschen rings umher auf den Felsen beten knieend mit ihm; und diese demüthige Stellung ist ihm nur der sichre Beweis, daß er nicht länger hoffen darf. Als die Sonne untergeht, bleibt er allein, rings von dem schaudervollen Toben des Wassersturzes umgeben.

Noch ist er nicht ganz verlassen; denn er sieht die Nacht hindurch Rauch in den Felsen aufsteigen. Am folgenden Morgen sind die Felsen wieder mit Menschen bedeckt, welche die Arme zu ihm ausbreiten, und ängstlich durch einander laufen. Man schleppt sich mit Pfählen, mit Seilen, und richtet Fernröhre auf den Unglücklichen. Seine Hoffnung steigt; aber die Sonne legt ihre Bahn zurück, und er ist noch immer hülflos. Von Hunger und Angst ermattet, sinkt er endlich nieder. Am folgenden Morgen hofft er aufs neue; doch wie-

der vergebens. An dem unbeweglichen Stehen der Zuschauer sieht er, daß sie nur noch seinen Tod erwarten. Er ras't in der schrecklichsten Verzweiflung. Endlich — o, ist es denn so schwer zu sterben, Franz? — endlich deutet er durch Zeichen an, daß man ihn erschießen soll. Er flehet lange vergebens, bis man Gewehr bringt; doch Niemand will sich entschließen, dem Hoffnungslosen auf die einzige noch mögliche Art zu helfen. Als er die Gewehre sieht, knieet er betend nieder. Noch immer wird sein Tod verzögert. Endlich ergreift ein alter Mann die Flinte, blickt zu den Wolken auf, ruft mit einem, ach! so menschlichen Unwillen: o Gott! sieht dein Auge hieher nicht? und drückt ab. Der Unglückliche sinkt, sträubt sich noch gegen den von ihm selbst gewählten Tod, und stirbt erst von mehreren Schüssen getroffen.

Seine Mutter, eben die Frau, welche heute die Felsen hinangeführt wurde, ist nach einem Jahre endlich so weit beruhigt,

daß sie den Todesort ihres Sohnes sehen kann, dessen Gebeine längst von dem wilden Strome weggerissen sind. In ihrem Schmerze hat sie dem Alten, der den Qualen ihres Sohnes ein Ende gemacht, geflucht; und er soll darüber unruhig seyn. Als der Bauer, der mir das erzählte, von mir weggegangen war, sank ich wieder zwischen den Felsen hin, und betrachtete die Insel, wo der Unglückliche die drei schrecklichen Tage zugebracht hat. Meine geschäftige Phantasie fing an Vergleichungen zwischen mir und ihm zu machen. Und, dachte ich ängstlich, bin ich denn nicht durch meine eigenen Handlungen eben so auf ewig von Unglück umringt?

Das hatte ich kaum gesagt, als mein alter Jakob meinen Nahmen rief, und mir ein Paket Briefe brachte.

Ich riß den deinigen auf, Franz, und durchlief ihn. Die Schweizerin ist also noch frei? Du glaubst aber nicht, daß sie mich geliebt hat? — Und Sophie ist todt?

Guter Franz! Diese Nachricht setzest du so beiläufig, so schonend dazu. Du schreibst: „ein hitziges Fieber, das die gesundesten Menschen in der Stadt, wo Sophie wohnte, wegriß, hat auch sie, trotz ihrer festen Gesundheit, getödtet. Das arme Mädchen! Ich vermuthe aus einer Stelle in dem Briefe meiner Schwester, daß sie eine glückliche Braut gewesen ist." So schreibst du. Sie war also gesund, überdies Braut, und sogar eine glückliche Braut.. O Franz, diese Seile werden mich doch nicht von meiner einsamen unzugänglichen Insel retten. Meine Mutter hat mir anders geschrieben: „Gebhardis Tochter ist endlich nach einer langen Krankheit, die mehr ein finstrer Gram ihres Gemüths, als körperliche Schwäche, gewesen seyn mag, gestorben. Sie hat seit ihres Vaters Tode in der tiefsten Einsamkeit gelebt, und ist mit jedem Tage kränker geworden." Meine Mutter muß doch wohl bestimmter wissen, wie sie starb, warum sie starb, als du in der Schweiz.

Seit ihres Vaters Tode! Er starb, gerade als ich nach Schweden ging. Sieh, meine Mutter bezeichnet den Zeitpunkt so genau, daß ich gar nicht zweifeln kann, warum sie starb.

Also todt! todt! Als ich das las, war mir, als bewegten sich die Felsen um mich her. Ich schwankte zitternd nach Hause. Zwischen den Felsen hervor, glaubte ich, würde mir ihr Schatten entgegen treten; in dem Donner des Wasserfalles hörte ich ihre Seufzer. O Franz, das Bild ihres Todes wird ewig um mich seyn, wie um jenen der reißende Strom in den Felsen. Und — darf ich, wie er, die Hände gen Himmel heben? —

Die Schweizerin ist also noch frei. Du schreibst so kalt über das Mädchen, missest deine Ausdrücke so behutsam ab, mäßigest jedes kleine Lob mit einem Aber, oder einem Wenn, fängst einmal so warm an, endigest aber so kalt, und gehst so bedächtig um die Schilderung des Mädchens her!

Ihren Sitz am See beschreibst du, wie Pausanias den Thron Jupiters; und was sie that, sagte, dachte, das erzählst du so kurz, als wolltest du irgend einen Spartaner in Lakonismen übertreffen. Entweder willst du nicht deutlich sagen, was du von dem Mädchen denkst, oder du möchtest mich gern wieder mit einer Hoffnung einwiegen. Hältst du mich für ein Kind, guter Franz?

Ich bin an Trollhätta fest gebunden, bis dein Brief mir sagt, was ich thun muß. Hier, der Insel gegenüber, will ich Sophien betrauern; und liebt mich die Schweizerin nicht, so ... O Franz, habe ich denn gewünscht, daß sie mich lieben soll? Ich verstehe dich zum ersten Male nicht. Daß du neugierig warst, das Mädchen zu sehen, welches ich liebte, ist natürlich. Aber — O, laß das, Franz; laß das. Es werden noch viele Thränen fließen, ehe ich — wieder ruhig bin. Hier, vor Tollhätta, will ich den Winter abwarten. Den Sommer gehe ich nach Stockholm. Mein Oheim

reist nach Petersburg, und ich soll ihn begleiten.

Wenn ich das alles zusammen fasse: sie scheint mich nicht zu lieben; die Andre starb vor Gram, weil ich ihr das Herz brach; und ich sitze hier zwischen den Felsen, mit Verzweiflung in der Brust, und habe das Toben des stürzenden Wassers vor mir. Ich dürfte mich nur einen Zoll breit vorwärts beugen . . . O, du weißt nicht, wie ich kämpfen muß, um nicht . . . Daß ich noch lebe — Franz, es ist ein Opfer, das ich dir bringe; und nun habe ich mit dir abgerechnet.

„Sie scheint mich nicht zu lieben." Sie scheint! Welch ein seltsames Wort! Hättest du nicht irgend ein anderes? Sie liebt dich nicht, war tausendmal tröstender; denn sie könnte mich ja doch noch in der Folge lieben. Aber, sie scheint! Ist es nicht, als hätte deine Freundschaft mir ihre Liebe erwerben wollen, als hätte sie selbst versucht, wie viel sie für dich thun könnte,

und — Guter Franz, ich weiß, was ich mir daraus zu nehmen habe. Aber Trollhätta will ich verlassen. Mein Jakob packt ein. Ich will die Felsen, den Abgrund, die Insel nicht wiedersehen. Morgen reise ich nach Stockholm. Leb wohl!

14.

Berlin.

Da bin ich zurück auf dem vaterländischen Boden. Der Frühling, den ich in vier Jahren nicht gesehen habe, steht in seiner glänzendsten Schönheit vor mir, und Nachtigallen singen mir ihr Willkommen entgegen. Was ist der Sommer ohne Frühling! Ein Leben ohne Liebe.

Du hattest Recht, du geliebter Prophet. Ich habe die Ruhe wieder gefunden. Ruhe? O, wie arm ist die Sprache, daß ich dieses Wort brauchen muß, um den Zustand meiner Seele zu bezeichnen! Ja, ich treibe alles, was ich vor sieben Jahren trieb, als ich über den Gotthard nach Al-

torf reiste. Mein Leben geht denselben Gang, den es damals ging; aber die heitere Farbe fehlt, in welcher alles strahlte, der leichte, milde Lenzhauch, der alles belebte. Es ist der lachende, prächtige Wintergarten des Fürsten Potemkin, den die Zauberruthe einer Fee hervorgerufen zu haben scheint, und nicht die Kraft eines Sterblichen: mitten unter den Blüthen der Wendekreise, den üppigen Gebüschen, fehlt dennoch das freie, leichte Athmen der Brust, der lebendige Hauch der Natur. Es ist, als wollte Alles mit Einem Male versinken, verdorren, erstarren. Man genießt und zittert; man sagt nur leise: o, wie schön!

Der Park in Sengerssen, durch den der schaffende, balsamische Hauch der freien Natur erquickend, belebend säuselte, war in seiner einfachen Schönheit reicher, als diese Zaubergärten. Der freie Schlag des Herzens in meiner leichten Brust vor sieben Jahren, fehlt mir jetzt; und das war

der

der lebendige Athem, der dem Leben Reitz gab.

Ich habe vergessen, weiter nichts; und kaum das. Die Gestalten, die so dunkel und furchtbar mir nahe standen, sind jetzt nur weiter entfernt. Sechs Jahre haben einen leichten Schleier über sie gezogen, den aber oft eine stille Stunde, die Mitternacht, oder eine unbekannte Sehnsucht abreißt. Sie stehen noch Unglück weissagend da. Die Nemesis hat mich noch nicht verlassen; sie trat dicht an meine Seite, als ich wieder auf dem vaterländischen Boden stand, als ich das Wehen des Frühlings wieder fühlte. Mir war besser auf dem kalten Boden des Nordens, den nur eine starre, Asiatische Pracht bedeckt. Hier trat ich wieder in meine alte Welt, und das Alte wurde neu, alle bedeckte Wunden brachen wieder auf. Ich zittre, Sachtleben zu betreten, und noch mehr Sengerssen; der Schlag der Nachtigallen hat alles, was schlummerte, wieder geweckt.

Du lebst noch immer in dem schönen Lande jenseits und diesseits der Alpen. Altorf und Rom! Und doch verrathen die kleinen Briefe, die du mir von Zeit zu Zeit geschrieben hast, eine Schwermuth, die nicht mein Schicksal allein dir gegeben zu haben scheint. Soll denn Niemand glücklich seyn? auch du nicht? Ich fühle, Franz, wir verschweigen einander Beide viel, ich dir, du mir. Und ist denn nicht ein Brief, wie ein Fremder, dem man nur das halbe Geheimniß anvertrauet, dem man nur ein Paar räthselhafte Worte, einige undeutliche Winke an den Freund mitgiebt, weil er nicht der Freund selbst ist? Es wird anders und besser seyn, wenn ich dich wieder in meinen Armen halte, Franz. Ach, ich werde meinen Kummer auf dein Herz legen, und frei athmen; du wirst mir sagen, was dir ist, und unsre Herzen sollen in der ersten Umarmung heilen. Eine Schuld, ein Verbrechen ist es nicht, was auf dem deinigen liegt; das sehe ich aus

jedem Worte, welches du schreibst. Und so sey zufrieden! denn nur das ist Elend, nur das sollte der Mensch betrauern: alles Andre heilt die Zeit, oder das Grab verbirgt es. Ich wollte, du kämest. Freilich weiß ich nicht, ob ich nach Sachtleben reisen oder wieder umkehren werde. Träfen wir einander doch zuerst wieder auf dem Hügel in Sengerssen! Es scheint aber, als hielten dich die Berge. Oder — Franz! was hält dich, wenn es die Berge nicht sind?

Marie an Elisabeth.

15.

Altorf.

Ich bitte dich, Elisabeth, komm zurück. Durch deinen sanften Geist, deine heitre Fröhlichkeit wird mein Vater die Geduld wieder bekommen, die ihn verlassen hat, seitdem du weg bist, und die mein Bitten ihm nicht wiedergeben kann, weil ich seine

Tochter bin, und weil er glaubt, auch das Herz müsse sich unter das väterliche Ansehen beugen. Er drängt mich mehr als je, meine Hand dem biedern Unspach zu geben. Was soll ich sagen? Kann ich ihm gestehen, daß ich so thöricht bin, auf die Hand eines Mannes zu hoffen, der seine Liebe wie ein Verbrechen verbirgt? Und würde mein Vater nicht Recht haben, wenn er mich eine verkehrte Thörin hieße? Habe ich nicht tausendmal mich selbst so genannt?

Er ist wieder fort nach Rom. Als er Abschied nahm, faßte er meine Hand, und führte sie zitternd an seine Lippen. Also wieder schwärmen, lieber Walther? sagte ich lächelnd. Wird Rom Sie niemals sättigen? — „Ich weiß," erwiederte er, „daß mein Freund, der Baron Kielegge, wieder in Deutschland angekommen ist." — Nach Deutschland reisen Sie also? fragte ich erschrocken. — „Nein, nach Rom," antwortete er, und zwar ein wenig bestürzt, weil

er merken mochte, daß zwischen seiner Reise nach Rom und der Ankunft seines Freundes in Deutschland kein Zusammenhang war.

Er sah vor sich nieder, und ich auch. „O Marie,“ sagte er feurig; „wüßten Sie, welch eines Menschen Schutzengel Sie seyn könnten, wenn Sie dem Baron, der Sie noch immer liebt, Ihre Hand gäben!“ Ich kenne ja Ihren Freund, erwiederte ich lächelnd; und habe Ihnen ja gestanden, daß ich seine Freundin gewesen bin, ob ich ihn gleich nie liebte. — „Sie liebten ihn, Marie!“ sagte er ernst. — Nun denn! zugegeben, ich hätte ihn geliebt, oder vielmehr, ich wäre auf dem Wege gewesen, ihn zu lieben: was soll das? Ich liebe ihn nicht, und werde ihn nie lieben. Das Opfer, das er seiner Mutter gebracht hat, verdient meine Achtung; aber er zwinge mich nicht, ihm das Gute wieder zu rauben. Nähme er sein Opfer zurück, so würde er seine Mutter beleidigen, ohne das

Mädchen, das über dieses Opfer wohl ein wenig empfindlich werden dürfte, zu gewinnen. Ihr Freund, sagen Sie, ist ein Mann. Diese Würde darf er nicht verlieren, wenn ich ihn achten soll. Ich bitte Sie, davon zu schweigen.

Walther schwieg nicht. Einen beredteren Anwalt als ihn, hätte der Baron nicht wählen können. Er redete mit Kraft, obgleich seine eigene Liebe aus manchem seiner Blicke hervorbrach. Wir verließen einander, von dem unnützen Kampfe ermattet. O, sollte er nicht wissen, daß ich ihn liebe, wie ich weiß, daß er mich liebt?

Ich habe schon zwei Briefe von ihm, aus Urseren und Mailand. Wie wird das enden! Erinnerst du dich noch, daß er einmal (du warst so unvorsichtig, sein Urtheil über einen ähnlichen Fall zu verlangen) daß er die dunkel glühenden Blicke auf mich warf, und dann mit einem fürchterlichen Ernste sagte: nie würde ich die Hand eines Mädchens, das mein Freund

liebte, annehmen. Du erschrakest, ob du gleich nachher mit Lachen darüber hinschlüpfen wolltest. Und nun meines Vaters Bitten und Vorstellungen, denen ich nichts entgegen setzen kann, als eine thörichte Hoffnung, eine Hoffnung, vor der ein Mädchen erröthen muß. Noch einmal: wie wird das enden! Du antwortest: zuletzt wird seine Liebe siegen. Siegen? Eine Liebe, die fünf Jahre hindurch nicht siegte? Und wenn sie siegte: ach! war es denn nicht der edelmüthige Kampf seiner Freundschaft und seiner Liebe, war es denn nicht der Sieg, den jene immer erkämpfte, wodurch mein Herz so stark an ihn gezogen wurde?

Ich bitte dich, komm! komm! Wo Kopf und Herz nicht eins sind, da sollte der Mensch sich blindlings an die Liebe eines Fremden, sogar an den Rath eines Fremden halten. Und wer liebte mich denn wohl so uneigennützig, wie mein Vater! Komm du, daß ich nicht ohne Beistand bin, wenn mein Vater Kopf und Herz so

siegend bekämpft. Was kann ich weiter sagen, als daß ich den edlen Walther liebe!

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

16.

Dessau.

Hat das Schicksal sein Spiel mit mir? oder — Ich mag die andre Frage nicht thun, weil ich sie ernstlich meine — Doch warum nicht? — oder giebt es Gespenster? So eben hat eins vor mir gestanden, Franz, ein Gespenst, das mich verfolgt, verschwindet und wieder erscheint. Du lächelst? So höre!

Aus Berlin wirst du einen Brief von mir bekommen haben. Vor sechs oder acht Wochen gehe ich dort im Thiergarten eine der finstern Seitenalleen. Die Töne der fernen Musik, die von den Zelten her schal-

len, senken mich in schöne Phantasieen, in traurige Erinnerungen, in Sehnsucht und Schmerz. Ich trete aus dem Dunkel der Tannen auf einen hellen Platz hervor; und das helle Licht erweckt mich aus meinen Träumereien. Auf einmal sehe ich auf einer Bank ein Frauenzimmer sitzen. Ich erstarre; es sind Sophiens Züge, zum Erstaunen ähnlich, so ähnlich, daß ich wie eingewurzelt stehen bleibe, und daß mir ein Ausruf des Schreckens entfährt. Das Frauenzimmer blickt auf. Ich erwarte, daß sie mich erkennen, daß auch sie erstarren wird; aber sie sieht mich nur ein wenig befremdet an, und als ich mich fasse, fährt sie mit Apathie fort, in dem Buche, das sie in der Hand hält, zu lesen.

Ich nähere mich langsam im Kreise, (der Platz ist ein Halbcirkel); und so seh' ich sie erst von vorn, dann von der Seite. Mein Erstaunen nimmt zu, je mehr ich sie betrachte. So wie ich ihr nahe komme, grüße ich sie, und glaube, daß sie mich er-

kennen wird; sie blickt mich aber, als sie mir dankt, ganz ruhig an. Ich gehe zitternd vorüber. Auf der andern Seite des Kreises bleibe ich stehen, und kehre dann zurück. Sie schlägt ein wenig eilig das Buch zu, und geht weg. Ich folge ihr von weitem verstohlen nach, und suche nur das rothe Kleid im Auge zu behalten, um sie nicht zu verlieren. Sie nimmt den Weg nach den Zelten, und setzt sich da zu einer Gesellschaft von Bekannten. Ich stelle mich hinter sie, und höre sie reden. Es ist Sophie, der Ton ihrer Stimme, o! derselbe Ton, der noch in meiner Seele lebt, den ich unmöglich verkennen kann. Nur hat ihr Deutsch einen fremden Accent, der die Ausländerin verräth.

Ich sehe in ihrer Gesellschaft einen Bekannten von mir. Dem folge ich, sobald er aufsteht, und frage ihn, wer sie sey. — „Madame Balagno." — Und ihr Vater hieß? — „Das könnte er mir nicht sagen. Sie wäre aus der Italiänischen Schweiz

gebürtig." — Nicht möglich! Sie ist eine Deutsche.

Der Mann erkundigt sich, mir zu gefallen, und bringt mir die Bestätigung, daß sie eine Italiänerin ist. Ich athme wieder freier, und sage ihm, welche erstaunliche Aehnlichkeit ich zwischen ihr und einer Freundin gefunden habe. Er lächelt und stellt mich ihr vor. Ich nenne meinen Nahmen, und zittre; denn jetzt, denke ich, wird sie vor Abscheu aufschreien. Sie verbeugt sich aber ruhig, und spricht ganz unbefangen, ob ich gleich hätte tausend Eide schwören wollen, daß sie Sophie wäre. (Es war mir sogar, als ob sie sich bei meinem Nahmen ein wenig entfärbte.) Ich redete sie Italiänisch an, und glaubte so gewiß, sie wäre Sophie, daß ich schon die Aeußerung erwartete, sie spreche nicht Italiänisch. Sie antwortete aber so ohne alle Verlegenheit und so fertig, daß ich an ihrem Vaterlande nicht mehr zweifeln konnte. Ich sagte ihr, wie sehr mir ihre Aehnlichkeit mit

einem Frauenzimmer von meiner Bekanntschaft aufgefallen wäre. Sie lächelte, und setzte die Unterhaltung mit dem Leben, mit dem Feuer ihres Vaterlandes fort.

Jetzt sah ich erst, was ich Anfangs nicht bemerkt hatte. Sie war voller, edler von Gestalt, als Sophie, ihr großes, blaues Auge (eine Seltenheit an einer Italiänerin) sprechender, feuriger, ihr Gang stolzer, ihre Unterhaltung lebendiger, rascher, witziger. Die Gesellschaft wollte noch eine Weile gehen. Madame Balagno ging mit mir, und wir sprachen von ihrem Vaterlande. Wohl noch hundertmal überraschte mich der Ton ihrer Stimme so sehr, daß ich bezaubert zu seyn glaubte; und eben so oft lachte sie über die empfindsamen Dinge, die ich ihr sagte. Als ich Abschied von ihr nahm, sagte ich: Madame, ich wünschte, daß ich Ihnen irgend einen großen Dienst leisten, irgend ein großes Opfer bringen könnte. — „Sie würden," sagte sie lachend, „das thun, weil ich dem Mädchen ähnele? Das

Compliment, ob es gleich meinem Gesichte gesagt wird (und ein solches Compliment verdirbt bei einer Frau nichts) ist dennoch nicht artig, mein Herr; denn ich weiß nicht, ob Sie es mir oder dem Mädchen sagen." Ich hätte sie gern ernst gemacht, wie Sophie war; doch vergebens: sie blieb heiter, und nahm lächelnd von mir Abschied.

Als ich träumend, mit einer Wunde im Herzen, nach Hause gekommen war, erkundigte ich mich näher nach diesem Abbilde Sophiens. Ich hoffte, sie wieder zu sehen; doch nach einigen Tagen war sie schon abgereist. Auf einmal treffe ich sie in Sanssouci wieder, und erstaune aufs neue. Sie besah mit einer Gesellschaft das neue Schloß und die Bildergallerie. Hier bemerkte ich mehr als je, daß sie nicht Sophie war, Theils an der flatternden Lebendigkeit ihres Wesens, Theils an einem frohen Leichtsinn, einer kleinen fröhlichen Koketterie, womit sie mich fast unaufhörlich neckte, und mir beweisen wollte: das Mädchen, dem sie so

ähnlich sey, müsse entweder meine Geliebte oder meine Feindin gewesen seyn, weil sonst ihr Anblick mich nicht so erschreckt haben könnte. „Oder, mein edler Herr," sagte sie, mit dem Finger drohend; „ist es etwa noch schlimmer?" — Die Zeit verging mir in der Gesellschaft dieser Frau sehr angenehm, und ich würde ihr, glaube ich, einige Artigkeiten gesagt haben, wenn nicht Sophiens Gestalt und Gesicht mich immer ernst erhalten hätten. Ich gestand ihr, was mich so ernst machte, und nun wollte sie etwas Näheres von meinen Verhältnissen mit Sophien wissen.

Aus einzelnen Worten, die mir von Zeit zu Zeit entschlüpft waren, setzte sie eine Vermuthung zusammen, die der Wahrheit ziemlich nahe kam. Ich war nicht dreist genug, ihr alles abzuleugnen, und sagte ihr: das Mädchen, dem sie so ähnlich sehe, habe nicht wenig Ursache gehabt, sich über mich zu beklagen.

„Und liebten Sie das Mädchen?"

fragte sie. Ich antwortete: nein! — „Desto besser!" erwiederte sie lachend: „so bin auch ich ja bei Ihnen wohl sicher; und so betrachten Sie mich, als Ihre unglückliche Freundin. Schließen Sie durch mich Frieden mit ihr. Ich will Ihnen im Nahmen Ihrer Freundin vergeben."

Das ergriff mich, und meine Augen wurden naß. Ich faßte ihre Hand, und beugte mich darauf nieder.

Auf einmal zog sie die Hand zurück, und sagte sehr ernst: „nein, nein! Gewiß haben Sie das Mädchen unverzeihlich beleidigt!" — Sie sah mich bei diesen Worten starr an. — Unverzeihlich! wiederholte ich. — „Lassen Sie," fing sie lächelnd wieder an. „Vielleicht scherze ich mit dem unaussprechlichen Jammer eines zerschmetterten Herzens; und wenn ich Ihrer Freundin so ähnlich sehe, wie Sie sagen, so . . . — Ich fühle, daß ich anfange mich für das Mädchen zu interessiren. Gewiß, ich sollte Ihnen nicht verzeihen; und doch . . . —

Das Mädchen liebte Sie?" fragte sie schnell. — Ich glaube es, gab ich zur Antwort. „Ja mein Herr;" (mit einer tiefen Verbeugung und einem angenehmen halben Scherze); „dann müssen wir uns trennen. Ich könnte ihr sonst noch ähnlicher werden, als ich es ohnedies schon bin. Leben Sie wohl." Sie ging, und nach einer halben Stunde fuhr sie ab.

Hier in Dessau — so wie ich ausgestiegen bin, und die Treppe hinaufgehe, ruft mir ihre süße Stimme entgegen: „sieh da, mein Freund! wir sind bestimmt, einander überall zu begegnen!" Und so, mit einem leichten, vertraulichen Lächeln, schlüpft sie neben mir die Treppe hinunter, springt mit reitzender Behendigkeit in den Wagen, und fährt davon. Ich stand wieder halb ohne Bewußtseyn da; denn ihr erster Anblick ist für mich bis zum Erstarren überraschend. Sophie! Sophie! und doch so anders, so gänzlich anders. Wäre Sophie gewesen, wie dieses Weib, oder hätte ich Sophien

nie gesehen — Sieh, das schöne Leben in allem, was sie thut; die freie Selbstständigkeit; die rasche, ich möchte sagen, männliche, muthige, sich selbst fühlende Unbesorgtheit, die doch immer in den Gränzen der Schönheit, der Weiblichkeit bleibt; das feine, holde Lächeln, zwar mit ein wenig Koketterie, aber doch so gutmüthig; das leichte, muthwillige, fast ein wenig unbesonnene Benehmen, wodurch diese Frau gerade so liebenswürdig ist: das alles fehlte Sophien.

Soll ich vergleichen, dann — Sophie bemerkte mich nicht; sie wurde nicht um das mindeste schöner, wenn ich mich ihr näherte, auch nicht um den kleinsten Reitz. Was sie war, das blieb sie; ja, es lag ihr nicht einmal daran, zu gefallen. Du magst das loben. Auch behaupte ich nicht, daß die Mädchen zu allen Zeiten, selbst in den unbewachtesten Augenblicken, gleich liebenswürdig seyn müssen; nur dürfen sie es nicht absichtlich weniger seyn, als sie es

seyn können, und besonders nicht in Gegenwart eines Mannes. Das war aber der Fall mit Sophien. Grundsatz, wie du einmal glaubtest, Stolz gegen unser Geschlecht, oder Verachtung der weiblichen Reitze; gleich viel! Eins ist so schlimm wie das andere. Ungestraft darf auch die Tugend, die Weisheit selbst, die Natur nicht verachten.

Sophie war nicht minder schön, als Madame Balagno. Aber wie weiß diese ihre Schönheit geltend zu machen! Welche zauberhafte Blicke! welche reitzende Bewegungen! welch ein Gang! welche liebliche Musik in den Tönen, die von ihren holden Lippen fließen! Diese Reitze, auch wohl (und vielleicht noch mehr, als die) ihre Theilnahme an mir, ziehen mich an; ihre Aehnlichkeit mit Sophien, und eine geheime Wunde in meinem Herzen, der Gedanke an Sophiens Grab, schrecken mich zurück.

Wie ich sehe, lieber Franz, habe ich dir

einen seltsamen Brief geschrieben. Ich hätte das alles in ein Paar Worte fassen können: die Frau interessirt mich, und ich zittre vor Sophien. — Morgen gehe ich von hier weg. Das Schicksal wird sie ja nicht wieder in meinen Weg führen. So lächle denn, wie ich lächle, und komm bald aus den Alpen zurück, wie ich aus dem Eise des Nordens. Dein Freund erwartet dich.

17.

Dessau.

Ich bin noch in Dessau, Franz, weil Madame Balagno mich darum — bat? Nichts weniger! Weil sie zu wünschen schien, daß ich hier bleiben möchte. Nein, auch das kaum; weil sie lächelnd sagte: „Sie wollen schon reisen?" Das hielt mich. Abends spät kam sie wieder. Ich hatte im Fenster auf ihre Rückkehr gelauert, ob sie gleich schon abgereist seyn konnte.

Sie fragte den Wirth: „logirt der Herr bei Ihnen, der eben kam, als ich wegfuhr?"

Was konnte ich thun? Ich ging ihr entgegen, bot ihr meinen Arm, und begleitete sie auf ihr Zimmer. Ihr Mädchen, das bei uns blieb, that uns keinen Zwang an, da wir Italiänisch sprachen. — Ich sah, daß sie mich bezaubern wollte; und daß sie mich dennoch bezauberte, war der größte Triumph ihrer Liebenswürdigkeit. Wir unterhielten uns über vielerlei; von allem sprach sie ausgezeichnet gut, zuletzt von der Musik. „Ich bin," sagte sie leicht hinwerfend, „auf keinem Instrumente Meisterin, ob mir gleich die Musik sehr viel gilt. Die Guitarre allein spiele ich mit einiger Fertigkeit, mich dünkt, mehr darum, weil ich ein Frauenzimmer bin, als aus Vorliebe."

Ich war ungewiß, was sie meinte. Da ich eine Guitarre liegen sah, so reichte ich sie ihr; und in dem Augenblicke verstand ich, was sie sagen wollte: denn mit dem leichten Instrument in den schönen Armen, war sie noch einmal so reitzend. Ohne sich

erst bitten zu lassen, sang sie zu einer sehr einfachen, und darum sehr rührenden, Begleitung Klärchens Lied aus Egmont:

Freudvoll,
Und leidvoll,
Gedankenvoll seyn;
Langen,
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Sie sang mit einer reinen, sanften Stimme, so bedeutend, so verständig: erst ruhig, sinnend, gedankenvoll; dann rührend, und zuletzt mit einem solchen wehmüthigen Entzücken, daß ich dir nicht beschreiben kann, was ich dabei fühlte. Die einfachen Worte und die noch einfachere Musik bewegten mich so tief, weil die Töne so tief aus ihrer Seele hervorkamen, daß sie in die

schönen, von langen braunen Wimpern beschatteten Augen Thränen mitbrachten.

„Sie wollen schon reisen?“ fragte sie, und legte den größten Reitz in diese Worte. Es war ihre Absicht, mich zu halten, und ich blieb. Sie hat hier Geschäfte, Geldgeschäfte vermuthe ich. So gut sie auch unsere Sprache versteht und spricht, so wenig kennt sie doch unsere Sitten. Ich sagte: vielleicht könnte ich ihr, wenn ich bliebe, einen Verdruß, eine Mühe, einen Gang ersparen. Sie erwiederte lächelnd: „auch so!“ aber nicht mit der falschen Zweideutigkeit eines eitlen Weibes; nein, mit dem naiven Spott eines Kindes. „Ich danke Ihnen dennoch, daß Sie bleiben!“

Am folgenden Tage aß ich mit ihr auf ihrem Zimmer, und nach Tische fuhren wir aus, die fürstlichen Gärten umher zu besehen. Sie saß und ging im höchsten Vertrauen neben mir: im höchsten Vertrauen auf sich selbst, auf ihren Werth. Es war mir, als ob ich eine geliebte Schwester

führte, die mir durch eine lange Trennung noch theurer geworden wäre. Zuweilen kam sie in den fröhlichsten Muthwillen, doch ohne dabei dem weiblichen Anstande nur das Mindeste zu vergeben. Wir fanden Gesellschaft, und sie bezauberte durch ihren Witz nicht mich allein.

Mit dem edlen Mädchen, das ich liebte, deiner Freundin, darf ich sie freilich nicht vergleichen. Diese war ein besserer Geist aus einer schöneren Welt; Madame Balagno ist nur ein Weib: wenn du willst, eine Grazie unter den Menschen, die geliebt seyn will, weil sie fühlt, daß sie liebenswürdig ist. An die Schweizerin denke ich mit Bewunderung; an diese mit Entzücken. Ich könnte glauben, sie liebte mich, wenn ich nicht sähe, daß sie allen Männern mit eben der holden Freundlichkeit begegnet.

Ob ich sie liebe? Nein, Franz. Sie interessirt mich, als ein schönes, reitzendes Geschöpf. Ich werde sie ungern verlassen; doch werde ich es thun, und dann freilich,

so lange ich lebe, mit einer angenehmen Empfindung an sie zurück denken.

Noch bin ich mit ihr in Dessau. Seltsam! Die Geschäfte, die sie hier haben wollte, bedeuteten gar nichts. „Ich war schon lange Willens, abzureisen,“ sagte sie mir sehr zutraulich; „allein“ — bei diesem Worte rieb sie mit einem Finger ihre Stirn — „ich bin hier geblieben, weil es mir gefiel. Denn daß wir uns wieder antreffen werden, ist wenigstens unwahrscheinlich.“ — Und darum, fiel ich ein, dächte ich, blieben wir noch bis . . .

„Bis den dreizehnten,“ sagte sie rasch; „den vierzehnten muß ich zu Hause seyn.“

Also wohnt sie hier in der Nähe. — Sie fragt so wenig nach meinen Umständen, wie ich nach den ihrigen; indeß scheint sie doch zu wissen, daß ich reich bin. Sieh, widerspräche nicht ihr ganzes Wesen einem solchen Verdachte; ich würde beinahe glauben, sie hätte eine Absicht auf mich: denn

sie thut alles, um sich mein Wohlwollen zu erwerben. Mein Wohlwollen? — Genug, ich bleibe. Ich muß doch sehen, wohin das Abenteuer führt.

18.

Quedlinburg.

In die Hände einer Buhlerin wäre ich gefallen? Franz, aus welchem Worte von mir nahmst du diesen giftigen Argwohn! Doch ja; wenn ich mich meiner Briefe recht erinnere, so hatte ja ich selbst wohl einen solchen Gedanken. Aber gewiß nie so, wie du. Buhlerin! welch ein Wort! — Wie soll ich das schöne natürliche Wallen des weiblichen Herzens nennen, wodurch das Weib ein so reitzendes Leben bekommt! Sinnlichkeit? das Wort gehört für die Männer. Buhlerei? wie unedel! Gefallsucht? diese furchtbare Grimasse! Eitelkeit? wie verzerret die das Weib! Nenne es: Grazie, Reitz. Es ist das Entfalten der Blüthe im warmen Hauche des liebeweckenden Frühlings.

Und dennoch hatte ich eine ähnliche Vorstellung von der Frau. Wie soll ich dir aber das nun sagen! Der künstliche Frühling in den Wintergärten der Kaiserin Katharina ist von dem natürlichen in Neapel nicht stärker unterschieden, als Buhlerei von dem, was dieses Weib beseelt. Am besten ist, ich sage dir ganz einfach, daß ich sie von Stunde zu Stunde mehr lieb gewann; daß mir ihre Gesellschaft, ohne gerade mein Herz in Bewegung zu bringen (was ja die Liebe thut), von Augenblick zu Augenblick angenehmer wurde; daß ich mich erbot, sie nach Hause zu begleiten; daß sie diesen Antrag, auf den ich ein Nein erwartete, mit einer nicht sonderlich verhehlten Freude annahm, und daß sie nun sogleich zur Abreise entschlossen war.

Sieh, da hast du wieder die Buhlerin, die ihr Netz so sichtlich plump nach mir auswirft. Nur, guter Freund, ist es gerade deshalb nicht da, weil es so plump ausgeworfen wurde. Wer wird in Fußangeln

gerathen, wenn darüber steht: hier liegen Fußangeln! — Aber was ist es denn nun sonst? Warum soll ich nicht sagen, oder denken, daß meine Gesellschaft, meine Freundschaft ihr vielleicht nicht weniger lieb ist, als mir die ihrige?

Genug, sie nahm meinen Vorschlag, sie zu begleiten, mit offner Freude an, und ließ sogleich Pferde bestellen, als ob nun ihr Wunsch erfüllt wäre. Ich fuhr in ihrem Wagen mit, der kaum für drei Personen Platz hatte, weil — auf einmal die Entdeckung gemacht wurde, daß der meinige reparirt werden müßte, ehe ich ihn wieder brauchen könnte. Je näher wir ihrem Wohnorte, einem Dorfe nicht weit von Quedlinburg, kamen, desto ernster wurde sie. Ich dachte: wahrscheinlich fängt sie erst jetzt an zu überlegen, was ich bei ihr soll, und daß es auffallend ist, wenn sie einen jungen, ihr fremden Mann mitbringt. Während sie oft ganze Viertelstunden schweigend und in Nachdenken versunken saß,

überlegte ich selbst, in welch ein Abenteuer ich mich verwickelt hatte. Von ihren Verhältnissen wußte ich gar nichts, oder doch nicht viel mehr; das machte aber mein Abenteuer noch anziehender, und gab mir eine Dreistigkeit, die ich sonst nicht habe. Ich fing an sie darüber zu necken, daß der Zufall uns in einen so engen Raum zusammen gebracht hätte; — oder mein günstiges Gestirn, setzte ich hinzu.

Sie sah mich lange starr an, ohne etwas zu erwiedern, und blieb während der ganzen Reise, die wir mit raschen Pferden machten, ernsthaft, ob sie gleich wieder heiter zu werden suchte. Wir fuhren zwischen schönen, mit Wäldern besetzten Höhen, und durch reinliche, gut gebaute Dörfer. Ihr kleines Haus, das wir endlich schon in einiger Entfernung sahen, war einfach und mit Geschmack verziert, ohne dadurch das Ansehn einer ländlichen Wohnung verloren zu haben. Ich nahm mir jetzt vor, sehr genau auf sie, auf ihre Haus-

genossen, auf alles zu achten; sie aber schien ganz vergessen zu haben, daß sie einen Fremden bei sich hatte: ihre schönen Augen blickten mit Sehnsucht vorwärts nach ihrem Hause hin. Ich hob sie aus dem Wagen, und, ohne mir zu danken, stürzte sie mit ausgebreiteten Armen, mit brennenden Wangen und fliegendem Busen neben mir weg in die offene Thür. Wem gilt das? dachte ich, und ließ sie nicht aus den Augen. Sie stürzte in ein Zimmer; und da — o, wärest du bei dem Auftritt zugegen gewesen, unmöglich hättest du diese Frau für eine Buhlerin halten können! — da eilte ihr ein Kind, ihre Tochter, mit ausgebreiteten Armen entgegen. Sie nahm es mit lautem Schluchzen an ihr mütterliches Herz, hing so in liebender, segnender Wehmuth über dem schönen Kinde, und hatte alles Andre um sich her vergessen.

Erst in diesem Augenblick erfuhr ich, daß sie Mutter war. Du bist so lange weggeblieben! sagte das Kind, als die erste

Umarmung endlich aufgehört hatte: was hast du mir mitgebracht? — Die Mutter faßte, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesichte (er war Entzücken und Schmerz zugleich), das Kind aufs neue in die Arme, und rief: „was ich dir mitgebracht habe, du liebes Kind? O, Gott gebe, etwas Gutes! Gott gebe, dein Glück, deine Ruhe!" Ganz außer sich sagte sie nach einer Minute noch einmal: „Mitgebracht? Neue schöne Hoffnungen, meine Tochter, oder neue heißere Schmerzen." — Nie in meinem Leben habe ich ein so gewaltsames Entzücken gesehen. Und nun gar an dieser Frau, von der ich glaubte, daß ihre Leidenschaften nur ein sanftes Aufwallen seyn könnten!

Für das Kind also hatte sie die Reise gemacht. Warum aber? wozu? Ich habe keinen Beruf, mich danach zu erkundigen; und überdies scheint sie ihr Geheimniß sehr fest zu halten.

Was müßte, sagte ich eine Weile nachher, der Vater des schönen Kindes fühlen,

wenn er diese Liebe der Mutter sähe! — Sie antwortete nur mit einem wehmüthigen Blicke und einem tiefen Seufzer; auch ließ sie ein Paar Thränen fallen, die sie aber zu verbergen suchte.

In der ersten halben Stunde war sie nur mit dem Kinde beschäftigt. Desto besser; so konnte ich ungehindert beobachten. Die vier Zimmer im Hause, von denen mir eins angewiesen wurde, sind höchst reinlich, und eben so die zwar einfachen, aber sehr geschmackvollen Möbel. In ihrem Wohnzimmer ist eine kleine Sammlung der besten Werke in den neuern Sprachen; und daß diese nicht bloß zur Zierde dastehen, zeigten mir Zettel von ihrer Hand, die in den Büchern lagen. Außerdem hat sie ein sehr gutes Klavier, ein großes Pack Musikalien zum Singen, und einen Stickrahmen. Ich sah mich allenthalben um, und nirgends fand ich etwas, das nur im mindesten zweideutig gewesen wäre.

Um sie mit ihrem Kinde allein zu las-

sen, ging ich ein wenig in und bei dem Dorfe umher. Sie schien mir, als ich ziemlich spät zurückkam, Dank dafür zu wissen, und sagte mit der alten offenen Heiterkeit: „ich bin mit meiner Tochter fertig. Seyn Sie mir willkommen, und verzeihen Sie der Mutter, daß sie Ihnen das erst jetzt sagt."

Der Tisch war gedeckt, und so wie wir uns nur gesetzt hatten, verlor sich auf einmal alle Verlegenheit. Ich glaubte Anfangs, meine Gegenwart würde ihr heute etwas lästig seyn; aber nichts weniger: sie war ihr augenscheinlich angenehm. Als ich sie endlich verließ, reichte sie mir freundlich die Hand, und ich hörte sie noch bis gegen Mitternacht spielen und singen.

Am folgenden Morgen fand ich meine Lage doch ein wenig seltsam, und beim Frühstück sagte ich, sie möchte mir ihren Wagen bis Quedlinburg leihen. Sie sah mich bei dieser Bitte ängstlich an; doch faßte sie sich schnell, und fragte ziemlich

ruhig:

ruhig: „sind Sie der Einsamkeit schon überdrüßig?" Ich erinnerte sie, so artig und fein ich nur konnte, an die Verschiedenheit der Geschlechter. Sie erwiederte lachend: „man hält der Ausländerin und der Unbekannten viel zu gute. Ich wohne hier, man weiß nicht warum; ich lebe hier, man weiß nicht wovon; ich reise, man weiß nicht wohin; ich bringe einen Fremden mit, man weiß nicht wen. Die Menschen im Dorfe und in der Nachbarschaft werden sagen: es ist ihr Bruder, ihr Vetter. Man läßt mich thun, was ich will, weil man nicht weiß, wer ich bin. Die Medisance hat bei mir keine Handhabe. Sie sehen also, ich kann ohne Besorgniß seyn; und überdies habe ich meinem Mädchen, einem treuen, aber schwatzhaften Geschöpfe, — ich weiß nicht, aus welcher Grille — schon gesagt, Sie wären mein Bruder. So werden Sie denn in einigen Tagen allgemein dafür gelten. Sprechen Sie nur immer Italiänisch mit mir

und meiner Tochter. Mein Mädchen weiß nicht, daß Sie ein Wort Deutsch können."

Du hättest hören müssen, mit welchem arglosen Vertrauen sie das sagte, um gar nichts darin zu finden, das den Anstand beleidigte. Ich küßte ihr für den vortrefflichen Einfall die schwesterliche Hand mit dem Entzücken eines zärtlichen Freundes, und wir waren in Ordnung. Die Kleine, deren Liebe ich mit der Mutter theile, nennt mich Oheim, und ich lerne nun sogar Deutsch, um doch den Domestiken etwas sagen zu können.

Am folgenden Tage führte mich Madame Balagno bei ihrer Natur ein, wie sie sagte, und brachte mich zu ihren Lieblingsstellen. Bei der Roßtrappe, einem tiefen Schlunde, durch den sich ein Flüßchen ergießt, erinnerte ich mich so lebhaft an die Schweiz, daß die ganze Liebenswürdigkeit meiner Begleiterin dazu gehörte, mich von der Spitze des Felsen, wo ich rechts

und links den doppelten, steilen und furchtbaren, Schlund vor mir hatte, wieder herunter zu bringen. Es kam noch etwas Anderes dazu. Wir stiegen an der rechten Seite des Kessels einen steilen Weg hinan, der gar nichts Gefährliches hat, selbst nicht einmal für das Auge. Ich merkte aber an dem behutsamen Gehen meiner Führerin, an den Blicken, die sie oft nur halb den Berg zur Seite hinunter warf und sogleich mit Scheu wieder zurückzog, daß sie sich fürchtete. Vorher war ich ein wenig wild so an dem steilen Abhange weggesprungen; jetzt blieb ich mehr in dem gebahnten Fußsteige, um ihr nicht neue Angst zu machen.

Sie hatte von einem Schweizerthale gesprochen, das ich sehen würde. Ich spottete ein wenig darüber; doch oben — der Weg geht ohne alle Gefahr über eine Felsenbrücke, welche die Natur gebauet hat — stand ich wirklich auf einmal vor einer Schweizergegend. Dadurch überrascht,

sprang ich, ohne mich von ihr halten zu lassen, ein Felsstück hinauf und wieder eins hinunter. Nun lag ich auf einer Platte, und sah den Schlund ganz vor mir.

„O, ich bitte Sie!" rief sie mir über das Gestein zu. Ich war mit meinen Gedanken in Altorf, und konnte die Augen nicht von dem Schlunde wegwenden. Sie mochte über eine Bewegung von mir erschrocken seyn; denn als ich mich umsah, weil mich etwas am Arme faßte, stand sie zitternd und bleich neben mir auf der Platte. „O mein Gott!" sagte sie ängstlich, und drückte meine Hand; „mir schwindelt." Ich umfaßte sie, und hob sie von Fels zu Fels in Sicherheit.

„Sie standen da auf der Spitze," sagte sie jetzt, noch immer zitternd und meine Hand in der ihrigen haltend; „es war sehr gefährlich!" – Und dennoch kamen Sie? — „Weil ich Sie bitten wollte, zurück zu gehen." Ich versicherte ihr: für jemand, der auf den Alpen gewesen sey, habe die

Stelle gar nichts Gefährliches. Indeß blieb ich nun an ihrer Seite, um sie durch meinen Muth nicht zu ängstigen.

Wir saßen lange oben, ehe ihr Gesicht seine Farbe wieder bekam. Diese Anhänglichkeit, dieser Muth, den ihr meine Gefahr gegeben hatte, machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich über sie — und das sagt viel! — die Schweiz und alles Andre vergaß. Mit einer Empfindung, die sich der heiligsten Liebe näherte, umfaßte ich sie, als wir an einen etwas hohen Abhang kamen. Ich hob sie herunter, und hielt sie dann eine Sekunde lang an meinem klopfenden Herzen.

Ja, Franz, ich war dem schönen Weibe um vieles näher gekommen. Ich ging an ihrer Hand, so zögernd ich konnte, und führte sie auf Abwege, weil ich hoffte, daß noch einmal eine Felshöhe da seyn würde, von der ich sie herunter heben könnte. Endlich waren wir wirklich an einer. Ich umfaßte meine Begleiterin, hob sie herab, und

drückte dabei meine Lippen an ihre Wangen, die eine schöne Röthe übergoß. Mein Herz klopfte laut, und ich fühlte, daß ich sie schon liebte. Ich brachte das Gespräch wieder auf meinen gefährlichen Stand, und nun fiel mir ein, daß sie ja selbst durch die Schweiz gereist seyn mußte. So furchtsam? sagte ich; und doch haben Sie, so gut wie ich, die Schweiz gesehen. — „Gesehen nicht," erwiederte sie; „ich reiste mit verbundenen Augen über den Gotthard."

Mit verbundenen Augen! — Ich ging nun schweigend, in tiefen Gedanken, neben ihr. Sie ließ mich ungestört; und als ich von ungefähr einen Blick auf sie warf, bemerkte ich, daß auch sie in stillen Träumen ging, und daß sie seufzte. Wir kamen, ohne ein Wort gesprochen zu haben, in das Thal, wo der Landauer-Wagen stand, der uns abholen sollte. Ich bat sie, allein zu fahren. Sie sah mich erst ängstlich an, lächelte aber bald, und stieg ein. Als ich ihr folgen wollte, schlug sie die Thür zu, und

rief: „Sie sollen nicht; denn Sie wünschen ja, allein zu seyn." Ich fühlte, daß ich Unrecht hatte. Um meinen Fehler zu verbessern, und sie nachher zu überraschen, stieg ich leise hinten auf, und konnte sie nun von oben herunter sehen. Als sie eine kleine Strecke gefahren war, zog sie ihr Taschentuch hervor, und trocknete sich auf dem ganzen Wege mehr als Einmal die Augen.

Ich stieg leise, von ihr unbemerkt, wieder ab, schweifte im Felde umher, und dachte wohl tausendmal: warum weint das holde Weib? und warum verbirgt sie mir ihre Thränen?

19.

Quedlinburg.

Hm! wenn du am Ende doch Recht hättest! wenn diese Frau, die ich anbete, nur ein eitles Weib wäre, und die lange Weile ihres Aufenthaltes — wozu sie, wer weiß am Ende was? verdammt hat — durch

den Triumph über die vergebliche Liebe eines Thoren zerstreuen wollte! Ich liebe sie mit der heftigsten Leidenschaft; doch wenn ich sie mit dieser glühenden Liebe umfasse, und ihrem Herzen meine Flamme mitgetheilt zu haben glaube; wenn ihr schönes Auge brennt, ihr voller, jugendlicher Busen fliegt, und nun sonst nichts mehr fehlt, als daß wir einander in die Arme sinken: dann umfasse ich, gleich dem Sisyphus, ein kaltes Wolkengebilde, und sie entschlüpft meinem Herzen, so wie ihrem eignen, mit der ruhigsten Sicherheit. Stocken denn diese Pulse? frage ich; rollt Eis in ihren Adern? oder sind diese brennenden Blicke, dieses Wanken, nur Kunst, nur Lockung? Aber wozu? wozu? Was hat sie? was will sie mit mir?

Ich wollte diese schimpflichen Fesseln zersprengen, und war schon hundertmal im Begriff, ihr Lebewohl zu sagen. Doch ihre Augen stehen voll Thränen, die gewiß keine Kunst sind, da sie unbelauscht, in der

tiefsten Einsamkeit, vergossen werden. Dann fesselt mich ihr Zauberlächeln wieder, die holde Freundlichkeit, das zutrauensvolle Hingeben, das mir ihre Liebe verspricht. Und dennoch entschlüpft sie mir aufs neue. Ich weiß von ihr nicht mehr, als an dem Tage, da ich sie zum ersten Male sah. Noch weniger, möchte ich sagen; denn jetzt bin ich sogar zweifelhaft geworden, ob sie Wittwe ist. Oder — hat das Schicksal sie in meinen Weg geführt, Sophien an mir zu rächen? Ich liebe sie, ich will tausend Eide darauf schwören, daß auch sie mich liebt; und dennoch — dennoch muß ich verzweifeln.

Franz, sie ist eine Mutter, wie ich noch keine gesehen habe. Wäre sie eine Heuchlerin: — ihre Tochter würde dann von der Heuchelei zur reinsten Tugend, zu einem Engel gebildet. Ich stehe oft hinter ihr, wenn sie dem Kinde Unterricht giebt. Dann möchte ich niederfallen und den Saum ihres Gewandes küssen. Ein solcher Geist,

ein solches Herz! ruf' ich aus; und desto stärker ist meine Verzweiflung.

Die entgegengesetztesten Plane treiben mich nach allen Seiten. Ich liebe sie, und habe es ihr gesagt. Es war, als ob bei meinem Geständniß die Flamme des schönsten Entzückens aus ihren Augen hervorstrahlte; doch sogleich war die Flamme wieder erloschen. Sie zog sich scherzend zurück, erwähnte der Unterredung nicht wieder, und betrug sich, wie vorher: zutraulich, freundlich, gütig. Wäre sie arm, so könnte ich denken, sie wollte mich plündern. Aber sie ist wohlhabend. Oder hofft sie, meine Hand zu erhalten? Warum denn nicht? Ich habe ja nie geäußert, daß ich ihre Hand nicht wünsche. Es bleibt mir ein Räthsel, warum sie meine Liebe so kalt — so spottend, möchte ich sagen — abweist.

Einmal war ich schon fest überzeugt, daß sie nur eitel wäre, und ich beschloß, sie zu strafen, sie in den Netzen ihrer eignen Eitelkeit zu verstricken. Aber ein Lovelace

würde an diesem Weibe scheitern. Ich gab den abscheulichen Plan auf, den ich in einer schwarzen Stunde gefaßt hatte; und aus Verzweiflung dachte ich dennoch wieder an ihn. Alles vergebens. Was hat sie zur Absicht? was ist ihr Geheimniß? Warum verbirgt sie sich mir? Ich stehe vor der Zauberin, ich fühle die Fesseln, und kann sie nicht zerbrechen.

20.

Quedlinburg.

Ich habe den Weg zu dem Herzen dieses einzigen Weibes gefunden. Sie liebt mich, Franz! An dieser Brust, in diesen zitternden Armen hat sie es mir gestanden. Die Tochter gab mir das Herz der Mutter. Ich liebte das Kind, ich mußte es lieben, da es mit unaussprechlicher Innigkeit an mir hing; und diese Liebe des Kindes gewann mir das Herz der Mutter. Jedes Vergnügen mußte ich dem Kinde machen; jedes Geschenk erhielt es von mir; alles Gute,

sagte die Mutter, hätte es mir zu verdanken. Sie gab dem Herzen der Tochter die Empfindung, die sie selbst nicht hatte, und schien meine Liebe mehr auf sie, als auf sich selbst richten zu wollen.

So gewöhnte ich mich immer mehr an das Kind. Ich fuhr ab und zu; denn ich hatte es doch bald rathsam gefunden, mich in Quedlinburg einzumiethen. Gewöhnlich holte mich die Tochter von hier ab, wenn ich zu lange ausblieb; und selbst wenn ich grollte, konnte sie mich durch eine unschuldige Bitte weit sichrer besänftigen, als die Mutter durch alle ihre bezaubernden Reitze. So stand es. Da warf ich mich einmal der unbegreiflichen Frau zu Füßen, und beschwor sie, aufrichtig zu seyn.

Sie wollte, wie gewöhnlich, ausweichen. Das erbitterte mich, und ich sagte, so kalt ich konnte: nun denn, Madame! ich sehe, Sie treiben Ihr Spiel mit mir! — Sie faßte meine Hand; ich zog sie zurück, und sie zerfloß in Thränen. Jetzt trat die Kleine

in das Zimmer. So wie sie ihre Mutter weinen sah, flog sie auf mich zu, und streckte mir die offnen Arme entgegen. Ich nahm sie auf; und nun streckte sie, von mir gehalten, die Arme wieder der Mutter zu. Die Mutter kam näher, und das Kind umschlang nun mit dem einen Arme sie, mit dem andern mich.

Sehen Sie, sagte ich; dies Kind ist von jetzt an noch das einzige Band zwischen uns. Ich kam hieher, Ihnen auf immer Lebewohl zu sagen. Daß ich es nicht kann, macht dieses Kind. Sie lieben es; ich liebe es noch inniger. Käme es auf Sie an, Madame, so entzögen Sie dem Kinde meine Liebe, meine väterliche Liebe. Ich gebe von diesem Augenblick alle Hoffnungen auf, zu denen Ihr falsches Herz mich berechtigte; doch nimmermehr meine Ansprüche auf dieses Kind.

Ich drückte es an mich, und benetzte es mit Thränen. Es hängte sich an meinen Hals, und rief: o, lieber Vater! — Meine

Tochter! meine Julie! meine geliebte Tochter! rief ich einmal über das andre: deine Mutter stößt mich von sich; aber dein Herz soll sie mir nicht entreißen. Du bist meine Tochter!

Jetzt umfaßte mich das reitzende Weib auf einmal, und sank an meine Brust. Aus ihren Augen brachen gewaltsam Thränen der Liebe hervor, und aus ihren Lippen kamen die Worte: „o, ich liebe Sie schmerzlich!"

Wie? fragte ich, und setzte das Kind an den Boden. Sie legte das schöne Gesicht an meine Brust, und ich drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen. Jetzt lag sie, von meinen Armen gehalten, in einer sanften, leisen Ohnmacht. Doch nur eine Minute stockten ihre Pulse; dann schlugen sie verdoppelt. Sie umschlang mich mit rührender Wehmuth, und sagte: „wie schmerzte es mich, daß ich schweigen, daß ich das schönste Gefühl meines Lebens verbergen mußte!"

Mußte? fragte ich: mußte? Reden Sie, meine geliebte Freundin! Warum mußte?

Sie schwieg, drückte mich noch fester an ihr Herz, und — schwieg dennoch.

Ich drang in sie; sie sagte aber: „erlauben Sie mir, noch eine kurze Zeit von dem Unglück meines Lebens zu schweigen. Bald werde ich reden.“ Nun nahm sie ihre Tochter auf den Arm, und ging eilig in ein anderes Zimmer. Bald nachher bat sie mich in einem Billet: ich möchte nur auf zwei Tage wegreisen, damit sie Zeit hätte, sich zu fassen, und damit sie nicht unter der Last ihres Glückes erläge. Natürlicher Weise erfüllte ich ihr Verlangen. Franz, wie glücklich bin ich!

21.

Quedlinburg.

Ich habe deinen Brief. Was will ich denn? und was willst du denn? Bin ich etwa noch ein Knabe, der sich von einem Talent oder einer Geschicklichkeit bezaubern

läßt: z. B. von dem Klimpern einer auswendig gelernten Sonate, dem nicht ganz schlechten Singen einer Arie, oder ein Paar Worten Französisch? Weiß ich denn etwa nicht, daß es damit gar wenig sagen will? Der Mann, den so etwas bezaubert, heirathet das Mädchen; die Sonate ist in Kurzem allen Bekannten bis zum Ueberdruß vorgespielt, und die Arie aus der Mode gekommen: nun wird das Klavier nicht mehr angesehen. Laß auch ein solches Talent in der höchsten Vollkommenheit daseyn, — und wie selten ist das der Fall bei einem Frauenzimmer! —: so giebt es doch nur von Monat zu Monat ein Paar Stunden Unterhaltung; weiter nichts. Was verlangt denn also der verständige Mann? Wahrhaftig, ein Weib mit einem reinen, treuen Herzen und einem gesunden Verstande. Durch den heiligen Athem der Liebe wird das Gespräch über eine häusliche Arbeit, über das Spiel eines Kindes, zur schönsten Unterhaltung. Eine Frau, die

nur Talente und Geschicklichkeiten hat, — seltsam genug verwechselt man die so oft mit Bildung des Geistes und Herzens — ist nach einigen Jahren nichts, als die Mumie der Gräfin Königsmark, die ich heute hier in der Domkirche gesehen habe: sie erinnert den Mann nur an die schönen Zeiten, da ihr Talent ihn noch bezauberte. Höchstens kann ihn seine Eitelkeit ein Paar Jahre länger auf diesen gebrechlichen Krükken der Liebe fortschleppen.

Weißt du noch, wie der Prediger Wensen beneidet wurde, als er heirathete? Welch eine Frau! sagte man; wie gebildet! wie voll Geist! Es ist wahr, sie kleidete sich mit Geschmack, sie spielte die gangbarsten Arien ziemlich fertig, sang nicht übel, sprach ein Paar Worte Französisch, zeichnete ein Blümchen, stickte ganz hübsch, und plauderte mit einer recht angenehmen Dreistigkeit. Ihr Mann brüstete sich nicht wenig gegen seinen Kollegen, den ehrlichen Naumann, der ein gutes, einfaches, be-

scheidnes Mädchen geheirathet hatte. Doch ehe man es sich versah, kamen die Arien und die Kleider der Wensen aus der Mode; auch ihre Lektüre, auf die sie sich gar viel zu gute that, galt nichts mehr, und sogar ihre Ideen waren veraltet. Sie machte noch immer Prätensionen, und man fand sie lächerlich.

Die andere liebte ihren Mann, erzog ihre Kinder gut, war eine hochachtungswerthe Gattin, Mutter und Hausfrau, galt in dem Kreise, der für sie paßte, und sogar in einem höheren, für ein sehr liebes Weib, und machte ihren Mann im eigentlichsten Sinne glücklich.

Also — nicht die Guitarre in den schönen Armen dieser Frau, ob sie gleich das Instrument vortrefflich spielt, nicht ihre liebliche Stimme, nicht ihr fröhliches, witziges Wesen, das keine Koketterie, das nur die natürliche Anmuth eines schönen, heitern, kindlichen Geistes ist: nichts von dem Allen zieht mich so fest an sie; son-

dern, was ich an ihr liebe, ist der beseelende Geist, von dem alles bei ihr ausgeht, und der dies alles entbehren könnte; es ist ihr weiches, schönes Herz, ihr so frei gebildeter Geist. Hat nicht Lessing gesagt: wäre Raphael auch ohne Arme geboren, er würde dennoch der größte Mahler geworden seyn? Sieh, das ist es! Bei tausend und wieder tausend Mädchen sind solche Talente fremde Blumen, die sie zum Putz anstecken, und die am Abend verwelken; bei dieser Frau sind sie hervorgesproßte eigne, deren Wurzeln in ihrer Seele liegen. Brich die Blume: es sproßt eine neue hervor.

Daß ich nicht weiß, wer sie ist, was sie nach Deutschland gebracht hat, wovon sie lebt und so weiter, fällt mir manchmal eben so auf, wie dir, nur nicht in demselben Geiste. Sie mag Schicksale gehabt haben, über die jeder ehrliche Mann in der Ferne sein Wehe! ausrufen würde, ich so gut wie ein Andrer. Es ist auch mög-

lich, daß ihr Herz sich mehr als Einmal verirrt hat: das sagen ihre schönen, frommen Augen voll Thränen, ihre sanften Seufzer; aber ein Verbrechen beging sie nicht: das zeigt ihr ruhiges, seelenvolles Lächeln, ihr süßes, unbesorgtes Vertrauen gegen die ganze Natur. Sie mag sogar Fehler begangen haben; doch längst hat sie die wieder gut gemacht, und gewiß liegt keine Schuld auf ihrer reinen Seele.

Oder glaubst du in der That, Franz, ich verstände mich so wenig auf das Herz, daß ich hier, wo ich doch Zeit genug zum Beobachten habe, so plump betrogen werden könnte? Glaubst du das? Es scheint fast so, da du den depit amoureux — ich weiß kein andres Wort —, den ich zuweilen geäußert habe, gegen die Frau zum Beweise aufstellst. Laß das, guter Franz! Itzt reise ich zu ihr; die zwei Tage sind vorüber. Du sollst bald wieder Nachricht von mir bekommen.

22.

Thale.

Ohne eine Sylbe meines letzten Briefes zurückzunehmen, sage ich dennoch: die Frau ist unbegreiflich. — Ich stürze in ihr Zimmer, und werfe mich ihr zu Füßen. Sie lächelt, hebt mich auf, und sagt ganz ruhig: ich muß Ihnen doch eine neue Idee zeigen, die mich jetzt beschäftigt. Natürlicher Weise höre ich nicht zu, und rede von nichts als von meiner Liebe; sie aber, ohne mir das zu verbieten, verdrehet mir jedes Wort, und macht aus Allem einen Scherz, so daß ich wieder auf eben dem Punkte stehe, wo ich so lange gestanden habe.

Was ist das! fragte ich mich, als ich mit ihr das Gebirge hinan ging. — Sie nahm ihre Rolle wieder auf; ich aber war entschlossen, sie fest zu halten, und erklärte ihr mit einem sehr ungeduldigen Ernst: ihr Benehmen schiene mir zweideutig; sie möchte die Maske abwerfen. Als sie fort-

fahren wollte zu scherzen, sagte ich schneidend: dies ist unsre letzte Unterredung, wenn Sie in diesem Tone bleiben. Nun wurde sie ernst. „Und," fragte sie mit einem festen Blicke auf mich, „woran weiß ich denn, daß Sie keine Maske tragen? Sie lieben mich, sagen Sie. Was heißt das? woraus soll ich es schließen? woraus kann ich es so wissen, wie es mein Herz bedarf?"

Der Gedanke erbitterte mich. Wie! sagte ich; Sie bezweifeln meine Liebe? In der That, Madame, dann bin ich viel weiter von dem Ziele, als ich glaubte; dann habe ich freilich noch nichts gewonnen, und war ein bloßer gutmüthiger Thor.

„Sie tadeln mich, wenn ich scherze. Jetzt bin ich ernst; ich bitte Sie aber, dasselbe zu seyn. Nun wohl, Sie lieben mich. Ich darf daran nicht zweifeln, weil Sie es sagen, weil Sie mir durch Worte, Blicke und Handlungen Ihre Leidenschaft zeigen. Und also wäre es wohl wieder eine Belei-

digung, wenn ich diese stolze Liebe auf eine kleine Probe stellte?"

Auf welche Sie wollen! rief ich lebhaft.

Sie sah mich wehmüthig an. „Haben Sie nie durch ähnliche Reden und Handlungen einem Mädchen Veranlassung gegeben, zu glauben, daß sie von Ihnen geliebt würde? Wahrheit, mein Freund! offne Wahrheit!"

Du kannst dir leicht denken, wie sehr ich erschrak. Doch ich wollte, ich mußte wahr seyn; so erzählte ich ihr denn meine Begebenheit mit Sophien ganz aufrichtig. Auch konnte ich nicht wohl anders, da sie den Zusammenhang schon so ziemlich errathen hatte.

Sie fragte lächelnd: „hintergingen Sie das Mädchen absichtlich, oder täuschten Sie sich selbst?"

Ich gestand ihr, daß ich für Sophien in gewissen Stunden etwas der Liebe Aehnliches gefühlt hätte.

„Und" — fragte sie nun, ihre Hand ruhig auf die meinige legend — „wer steht denn Ihnen und mir dafür, daß Sie Sich jetzt nicht wieder täuschen?"

Ich hatte die Frage erwartet. Und wie können denn, fragte ich eben so ruhig, Männer oder Weiber in diesem Stück überhaupt zu der Gewißheit kommen, daß sie sich nicht täuschen? (Sie wurde ein wenig verwirrt.) Lassen Sie, fuhr ich fort, die Leidenschaft heimliche, sich selbst täuschende Sinnlichkeit seyn, wie es mit mir bei Sophien vielleicht der Fall gewesen ist: wäre denn diese Leidenschaft nicht stark genug, die schwerste Probe zu bestehen? Aber noch mehr! In manchen Augenblicken bemerkte ich in der That ganz deutlich, daß meine Leidenschaft für Sophien nur Sinnlichkeit war; und das ist jetzt . . .

. . . „der Fall nicht," unterbrach sie mich erröthend. „Aber Sie müssen doch zugeben, daß er es seyn könnte. So dürfte denn wohl die Klugheit bei dieser

Leidenschaft ihre Stimme so gut haben, wie das Herz. Und wenn die Liebe, die so leicht Täuschung seyn kann, aufhörte, so müßte nicht Reue in ihre Stelle treten, sondern Freundschaft, Achtung, Vertrauen."

Das müßten sie, sagte ich, und küßte ihre Hand; das würden sie, wenn es möglich wäre, daß meine Liebe aufhören könnte.

„Und," fuhr sie in demselben ruhigen Tone fort, „darum, eben darum, müssen wir Weiber dafür sorgen, daß uns in dem Falle, wenn die Liebe aufhört, kein Vorwurf, auch nicht der kleinste, belasten, daß unser Herz, ja auch unsren Ruf, kein Verdacht, selbst nicht der mindeste, treffen kann, damit die Liebe in ihrem Vergehen sich nicht mit Recht in Reue verwandle. Die heiße Leidenschaft vergiebt alles; die abgekühlte gar nichts."

O, sagte ich; was hätte ich Ihnen denn wohl zu vergeben, als vielleicht ein zu schönes, zu weiches Herz, eine zu vertrauensvolle Liebe gegen alles um Sie her! —

Jetzt drangen Thränen in ihre Augen; ich hatte sie, wie ich es wollte, getroffen. Ich bin überzeugt, fuhr ich fort: wenn ich Sophien geheirathet hätte, meine Empfindung für sie wäre Liebe geworden.

„Und," fiel sie schnell ein, „Sie heiratheten das Mädchen dennoch nicht, weil ... weil ... — darf ich sagen, was ich denke? — weil es nicht von Ihrem Stande war!" (Ich schwieg; denn, was auch daraus werden mag: ich will wahr gegen sie seyn.) „Vielleicht bin ich," fuhr sie fort, „durch meine Geburt noch weniger, als das Mädchen; und — die vergehende Liebe darf nicht den kleinsten Vorwand finden, Herr Baron, wenn sie nicht Reue werden soll."

Glauben Sie wirklich, ich könnte an diese Armseligkeit denken? fragte ich lächelnd, und ein wenig spöttisch.

„Armseligkeit? Warum denn damals, und warum nicht jetzt? Ich halte übrigens den höheren Stand für keine Armseligkeit."

Damals, als ich kalt geworden war, brauchte ich ihn als Vorwand.

„Und wenn Sie nun wieder kalt würden, mein Herr?“

Diese Frage brachte mich in Verwirrung. Es lassen sich, sagte ich sehr gerührt, tausend Dinge nicht erweisen, die dennoch wahr sind. Für Ihre unaussprechliche Mutterliebe haben Sie keinen Erweis, als Ihr Herz; und für meine unendliche Liebe zu Ihnen, habe, will auch ich keinen andern, als mein Herz, und dieses nasse Auge. Wenn Sie dem nicht trauen, so war ich Ihnen immer gleichgültig.

Sie erblaßte, reichte mir bebend die Hand, und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. „O,“ seufzte sie leise, „bedürfen Sie noch eines Beweises von mir, so verstehen Sie Sich schlecht auf den Schmerz! Ja, ich liebe Sie; aber diese Liebe würde das Elend meines Lebens seyn, wenn . . . wenn . . .“

Wenn? wenn? . . . Reden Sie!

„Wenn Sie mich nicht wiederliebten, wenn etwas in der Natur Ihnen theurer wäre, als ich."

Stellen Sie mich auf die Probe, meine geliebte Freundin!

„Ach, eben davor zittre ich. Ja, Ihre Liebe wird geprüft werden! . . . Wenn Sie mich lieben, so lassen Sie uns gehen. Ich bin erschöpft." Sie legte ihre Hand in meinen Arm, und vergoß auf dem ganzen Wege Thränen.

23.

Thale.

Sie ist krank. Seit drei Tagen habe ich sie nur Augenblicke gesehen. — Krankheit macht gute Menschen jedes Mal weicher und sanfter. Ich saß mit ihrem Mädchen an ihrem Bette, und las ihr aus dem Tasso vor. Dann redete ich dringend für mich selbst. Sie faltete die schönen Hände über der Brust, hob das schmachtende, mit einer Thräne sanft beglänzte Auge rührend zu

mir auf, und sagte: „o, mein theurer Freund, mir fehlt nichts als die Ueberzeugung, daß ich allein im Stande bin, Sie glücklich zu machen, daß Sie dieses treue Herz nicht verkennen, und daß es Ihnen Ersatz wäre, wenn auch das härteste Schicksal Ihnen alles raubte. Ich würde das glücklichste Wesen seyn, wenn ich mir das zutrauen dürfte!"

Es wurde mir schwer, mich nicht am Bette niederzuwerfen. Ich bat sie, ihr Mädchen wegzuschicken; das schlug sie aber fest ab. „Jetzt, mein Freund," sagte sie, „bin ich zu matt, Ihren Bitten zu widerstehen. Sie wollen doch mein Vertrauen nicht mit Gewalt an sich reißen, da mein Herz es Ihnen so gern freiwillig gäbe? . . . Lassen Sie mich!"

Ich halte dir gleichsam ihr Tagebuch. Sie ist gesund, aber räthselhafter als je. Ich glaubte, so eben mit fliegenden Wimpeln in den Hafen einzulaufen; und, siehe

da! er ist mit dem Lande verschwunden. Es giebt jetzt Augenblicke, wo ich ausrufe: sollte Franz Recht haben? wäre ich wirklich das Spiel eines listigen Weibes? Aber welch ein Spiel! Wozu, wofür könnte sie die ganze Ruhe meines Lebens aufopfern? Wollte sie mich plündern? Nein, das gewiß nicht. Sie ist reich, und hat so wenige Bedürfnisse. Wieder ein Zug in ihrem Charakter, an dem mein Mißtrauen der schwärzesten Stunden scheitert. Sie gebraucht nicht den vierten Theil ihrer Einkünfte; die andern drei Viertel bekommen die Armen in der Gegend. Und sie giebt ohne alle Prätension, als ob ihr das Geben gerade so nothwendig und unwillkührlich wäre, wie das Athmen. — Absichten auf meinen Nahmen, auf meinen Rang? Wozu kann nicht Eitelkeit und Rangsucht treiben! Ich würde ihr das übersehen, und mich dennoch für glücklich halten. Aber wohl zehnmal habe ich ihr meine Hand angeboten, und jedes Mal sagte sie

mit einer Wahrheit, die mir auch nicht den mindesten Zweifel erlaubte: „o, der verhaßte Rang!" — Nein, Franz, sie kann mich nicht betriegen; es ist unmöglich. Und dennoch! dennoch! ... Sieh, so reißen mich die Wellen in diesem stürmischen Meere der Zweifel hin und her.

Aber warum denn betriegen? wozu denn? Erfinde nur irgend eine Ursache, nur die kleinste, wozu sie das wollen könnte; und ich will Dir Recht geben. Ich würde das Menschengeschlecht hassen, zu dem sie gehört, wenn sie mit meinem Herzen ihr Spiel treiben könnte, bloß um ihr Spiel zu treiben, um mir am Ende zu sagen: mein Herr, ich bin des Spieles müde; itzt gehen Sie! Und doch müßte es darauf hinaus laufen.

„Wäre denn das ein so großes Wunder?" wirst du vielleicht sagen. „Haben nicht tausend eitle Weiber dasselbe Spiel um keinen andern Preis gespielt?" Freilich haben Sie das. Du solltest aber nur

hier seyn, um sogleich überzeugt zu werden, daß unter allem Unmöglichen dies das Unmöglichste ist; du solltest dieses große, fromme, glaubensvolle Auge sehen, den reinen Spiegel einer reinen Seele; du solltest die weichen, bebenden, innigen Töne ihrer Worte hören, welche nicht die Lunge hervorzubringen, sondern in die sich ihre Seele aufgelös't zu haben scheint! — Und dennoch! sage ich wieder; dennoch!

Neulich versprach sie ihrer Tochter, um das Kind zu beruhigen, etwas schlechterdings Unmögliches. Es lächelte nun ruhig, streckte die Arme kindlich dankbar der schönen Mutter zu, und ging dann. Sie sah der Kleinen wehmüthig nach, und ich sagte: dieser arglose Glaube des Kindes, der auch an der Unmöglichkeit nicht zweifelt, sobald Ihr Mund sie möglich nennt, hat etwas Rührendes; er stützt sich auf das allmächtige Gefühl Ihrer Liebe. Warum — (ich war auf einmal wieder von meinen Zweifeln ergriffen) — o, warum kann,

warum

warum darf ich Ihnen nicht eben so glauben, wie dieses Kind! Wenn Sie es täuschen, so thun Sie das aus Liebe, nur aus Liebe. O, warum ist mit mir der Fall so gänzlich anders! — Sie sah mich lange fest und mit der überwältigenden Ruhe des Vertrauens an. Es stiegen Thränen in ihre Augen; und dennoch wendete sie den Blick nicht von mir ab.

Alle meine Zweifel verschwanden. O, sagte ich jetzt mit Entzücken; auch ich habe diesen festen Glauben an dich, du unbegreifliches Wesen! Täuschest du mich, so thust du es aus Liebe, nur aus Liebe. (Sie sprang auf, und öffnete die Arme — die Augen, möchte ich sagen, mit dem Herzen, mit der ganzen Seele.) O, warum, fuhr ich dann etwas ruhiger fort, warum müssen Sie mich täuschen! dieses einfache Herz! diese Seele, die ganz von Ihnen erfüllt ist!

Sie blieb stehen, als würde sie von einer höheren Macht gehalten, und legte

schweigend die Hand an die Stirn, um mir ihre Thränen zu verbergen. Ich glaubte, jetzt wäre der Augenblick des Vertrauens gekommen. Reden Sie, reden Sie! rief ich stürmisch. Sie blickte mich zärtlich an, und sagte dann ernst: „ist nicht dieser verdachtlose Glaube der höchste, einzige Triumph der Liebe? Und," fuhr sie zitternd fort, „wenn ich ihn nun nicht hätte, ihn nicht anders bekommen könnte, als dadurch, daß ich ihn erst an Ihnen sähe: diesen Glauben, der auch unter einer zusammenstürzenden Welt nicht wankt! . . . O, wenn dieser Glaube jemals wankte! zu spät wankte! Ich wollte lieber todt seyn, als diese Brust voll Leiden an ein kaltes Herz voll Zweifel drücken." Sie wendete sich rasch von mir ab, und ging in den Garten zu ihrer Tochter, die sie dann, wie ich aus dem Fenster sah, umarmte und mit Thränen benetzte.

Und dennoch! sage ich wieder; dennoch! Warum hört sie nicht auf, sich mir zu verbergen!

24.

Sachtleben.

Hier bin ich, guter Franz. Der Genius der kindlichen Liebe riß mich von dem unbegreiflichen Weibe; nicht Zorn, denke ich, nicht Unwille. Ich kam noch zu rechter Zeit hier an, um von den bleichen Lippen meiner sterbenden Mutter gesegnet zu werden, ehe der Tod sie auf ewig verschloß. „Mich hat verlangt, dich zu sehen," sagte sie sanft. „Ich fürchte, mein Sohn, daß mein Eigensinn einige Jahre deines Lebens verbittert hat.... Am Rande des Grabes ist das Leben mehr, als in seiner Mitte. Ich gebe dir dein Wort zurück. Sey ein redlicher Mann, mein Sohn: das ist der einzige Wunsch, den mein brechendes Herz noch hat. Sey ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater!" Sie lächelte mir zu, und war nicht mehr. Ueber meinen Schmerz vergaß ich alles Andre; ich hatte jetzt sonst keinen Wunsch, als den einzigen, meine Mutter durch nichts be-

trübt zu haben, und hätte mir ihre Zufriedenheit auch das Glück meines Lebens gekostet. Der Sarg eines geliebten Menschen muß alle Leidenschaften einschläfern, alle Schmerzen lindern; doch freilich vertreibt nur der eigene Sarg sie auf immer. Schon glaubte ich, unter den Zerstreuungen, die mir die neue Lage verursachte, die Ruhe meines Lebens wiederzufinden, das doppelseitige, und doch so schöne, Herz des wunderbaren Weibes vergessen zu können. Aber nein. Ich bin nicht glücklich! Und dennoch finde ich meinen Zustand viel besser, als da ich noch das Spiel eines Weibes und meines thörichten Herzens war.

Warum müssen aber noch immer aus dem Grunde meiner Seele neue Hoffnungen emporsteigen, die mir sagen: sie liebt dich! Sollte meine eigene Eitelkeit sich so tief verbergen können? Ich weiß es nicht, Franz.

So, wie ich es dir beschrieben habe, lebte ich noch einen Monat bei ihr. Mit

jeder Minute glaubte ich, die Maske der Frau abfallen zu sehen. An jedem Morgen sagte ich: heute bin ich am Ziel! Und am Abend rief ich unmuthig: es ist alles vorbei! Ich glich einem Wanderer, der an den labyrinthischen Ufern des Mäander hinabgeht: mit jedem Schritte glaubt er die Mündung des Flusses, das Meer, zu erreichen; und da steht er wieder verzweifelnd an der Quelle. — Sie wich mir bald mit Lächeln, bald mit Thränen, jetzt mit heitrem Scherz, und dann mit hohem Ernste aus. Glaubte ich, sie endlich einmal gefaßt zu haben, so war sie mir schon wieder entschlüpft.

Ich bemühete mich vergebens, einen anständigen Bewegungsgrund für ihr Betragen zu ersinnen, und schämte mich, dir mehr zu schreiben. Endlich stellte ich mich selbst kälter, scherzte über den Aufwand von Witz und besonnenen Künsten, womit sie mich immer auf Einem Punkte zu halten suchte, verglich sie mit einer Zauberin,

die einen armen Wanderer auf einer Stelle fest banne, daß er weder vor- noch rückwärts könne. Sie sah mich forschend an, hatte sogar leise Spuren von betrübter Verlegenheit in ihrem Gesichte, und gab sich nun Mühe, mich wieder in einen sentimentalern Ton zu stimmen. Ich hütete mich wohl, mich da hinein bringen zu lassen; und sogleich hatte die listige Künstlerin die Maske gewechselt: sie wurde, ohne den Anschein des höchsten Vertrauens zu verlieren, kalt, — fremd, möchte ich sagen, ob sie gleich immer freundlich blieb. Hm! dachte ich; wer hier die Maske am längsten und ruhigsten trägt, ist Sieger. Aber ich hätte verzweifeln mögen; ihr Benehmen war am folgenden Tage so ruhig, so sich selbst gleich, als ob wir tausend Jahre so gelebt hätten. Sie ging mit mir um, wie eine Schwester mit ihrem Bruder; und auch jetzt war sie durch ihre lebendige Unterhaltung unaussprechlich reitzend. Ich versuchte es noch immer, mit ihr um den

Sieg zu kämpfen, und nahm mich sehr in Acht, das Gespräch nie leidenschaftlich werden zu lassen. Deshalb sprach ich mit ihr von wissenschaftlichen Gegenständen; doch bei diesen Unterredungen gewann ich nur neue Liebe für sie, neue Bewunderung ihres gebildeten Geistes. Sie zeigte jetzt Kenntnisse in dem ganzen Gebiete der Sittenlehre, der Geschichte und der Künste, wie sie ein Weib gewiß nur selten hat, und sprach darüber mit bezaubernder Anmuth.

Acht Tage lang hielt ich es so aus; dann aber verlor ich die Geduld. In dem festen Entschlusse, durch Einen Wurf mein Schicksal zu bestimmen und der fürchterlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ ich eines Morgens den Wagen kommen, befahl meinem Bedienten, einzupakken, und ging in Reisekleidung zu ihr.

„Sie wollen wegreisen?" fragte sie ernst. — Ja, erwiederte ich mit einer ziemlich natürlichen Ruhe, obgleich mit brennendem Herzen; ich will, ich muß reisen,

Madame. Sie können nicht zweifeln, daß ich Sie liebe. Ich bitte Sie jetzt — bemerken Sie das wohl! — zum letzten Male, nicht zu sagen, daß Sie mich lieben, sondern mein Schicksal zu entscheiden. Mein Wagen ist angespannt. Sie steigen mit mir ein, wir fahren nach Sengerssen, und der Prediger dort legt unsre Hände in einander. Wollen Sie das, Madame?

Sie erblaßte, und ihr Herz war augenscheinlich in großer Bewegung; aber sie schwieg. Als ich meine Frage noch einmal wiederholte, heftete sie einen Blick der Sehnsucht auf mich, und sagte: „Guter Gott! und Sie wissen ja nicht einmal, wer ich bin!"

Es hängt nur von Ihnen ab, daß ich es erfahre. — Sie ging unruhig im Zimmer auf und nieder, schwamm in Thränen, und rang die Hände; ich glaubte aber, fest bleiben zu müssen, und stand so ruhig, so gelassen da, als ich konnte, und ohne ein Wort zu sagen.

„Wenn Sie wüßten . . .!" hob sie wieder an.

Nun, so lassen Sie mich doch erfahren, was ich schon allzu lange nicht weiß.

„Und . . . wenn ich nun Nein sagte?" hob sie gefaßter an.

Dann, Madame, würde ich auf immer Abschied von Ihnen nehmen; denn was für Gründe Sie auch haben mögen, mich so zu behandeln — ich achte dennoch Ihren Verstand zu sehr, um Ihnen einen Mann, den Sie einmal Ihrer Aufmerksamkeit würdigten, nicht ganz verächtlich werden zu lassen.

„Verächtlich!" (Sie blickte gen Himmel.) „Guter Gott!"

Ja, Madame! das würde ich Ihnen, selbst gegen Ihren Willen, wenn ich hier länger das Spiel Ihrer Laune, oder meinethalben auch Ihrer geheimen Unglücksfälle, bliebe. Ich kann darüber nicht urtheilen; doch, wie gesagt, bliebe ich länger in diesem Verhältnisse hier, so müßte ich

Ihre Achtung verlieren. Sie haben zu viel Verstand, um mir aus Eitelkeit eine so unrühmliche Rolle verzeihen zu können; und wen man nicht achtet, den kann man auch nicht lieben. Gehe ich aber, so werde ich wenigstens Ihre Achtung behalten; dieser Glaube wird für mich ein Trost in den freudenlosen Tagen seyn, die ich künftig zu leben habe.

„Es scheint, als hätten Sie Recht, mein theurer Freund," sagte sie, mit zunehmender Fassung. „Ich danke Ihnen, daß Sie Sich so milde ausdrücken. Noch mehr, Sie würden Recht zu haben scheinen, wenn Sie auch das gesagt hätten, was Sie ohne Zweifel in diesem Augenblicke fühlen. Ich müßte es ertragen, wenn Ihr letztes Wort für mich ein sehr rauhes wäre. Allein könnte nicht auch ich Recht haben, wenn ich sagte: diese Alternative, „entweder Sie geben mir Ihre Hand, oder ich sehe Sie nicht wieder!" müsse mir Ihre Liebe ein wenig verdächtig machen?"

Sie wollen doch meine Worte nicht verdrehen? Entweder Sie geben mir heute Ihre Hand; oder ich muß Ihnen verächtlich werden, wenn ich noch länger bleibe. Ich gehe von selbst, um es mich nicht am Ende heißen zu lassen.

„Verächtlich! . . . O, es ist doch ein rauhes Wort, mit dem Sie von mir scheiden wollen!"

Nur der Mann kann fühlen, was den Mann verächtlich macht. Ich bin nicht Ihr Richter, aber mein eigner.

„Ich werde, ich kann Sie nie verächtlich finden; nie, nie!"

Auch dann nicht, wenn ich mir verächtlich würde? . . . Könnten Sie einen Mann hochachten, der sich selbst, und den jeder Mann von Ehre nichtswürdig nennen müßte?

„Aber — hatten Sie Sich selbst vergessen, oder täuschten Sie mich, als Sie mir sagten: setzen Sie meine Liebe auf jede Probe? Wie, wenn dies nun eine kleine

Probe wäre, ob mein Herz mehr Werth für Sie habe, als das Urtheil einiger Menschen?"

Mein eigenes, Madame, mein eigenes; kein fremdes.

„Nun wohl! auch Ihr eigenes, mein Freund; oder mein Herz müßte gleichgültig gegen Ehre und Schande seyn. Ihr Stolz ist geradezu ein hartes Urtheil über mich. Fürchteten Sie Sich, in diesem Falle verächtlich zu werden, so mußte ich Ihnen schon verächtlich seyn. Und bin ich Ihnen das, so wäre es großmüthiger gewesen, wenn Sie mich ohne alle Erörterung verlassen hätten; Ihre Abreise würde mich dann hinlänglich bestraft haben. Jetzt könnte ich ja beinahe glauben, Sie wollten einen Triumph über mich haben. Doch nein, so eitel sind Sie nicht. . . . Sie lieben mich, sagen Sie, und ich habe Ihnen meine Gegenliebe gestanden. Nur meine Achtung für Sie, und die Besorgniß, daß wir einander jetzt vielleicht zum letzten Male sehen, können mich dahin bringen, mich zu

vertheidigen. Das sollte ich am wenigsten gegen einen Mann zu thun brauchen, der alle Proben seiner Liebe bestehen wollte. Verächtlich bin ich Ihnen nicht, denn Sie bieten mir noch jetzt Ihre Hand an. Was denn aber sonst? Verdächtig! Und warum? Habe ich Ihnen jemals geleugnet, daß ich Sie liebe?... Ich kämpfte mit mir selbst über den Entschluß, den ich zu fassen hätte, und suchte Ihnen, wie ich gern gestehe, diesen Kampf zu verbergen. Aus Ursachen verhehlte ich Ihnen mein Schicksal und meine Handlungen; mein Charakter hat immer offen vor Ihnen gelegen. Verlassen Sie mich, so werde ich ruhig seyn, obgleich unglücklich. Nur das Andenken an Eine Handlung kann meine Ruhe stören."

Aber, meine theure, geliebte Freundin, das ist es ja eben! So machen Sie mich glücklich; oder vertrauen Sie mir, was Sie hindert, es zu thun.

„Mich hindert nichts, mein Freund,

als der Zweifel, ob ich auch im Stande seyn werde, Sie glücklich zu machen."

Nur das? rief ich freudig, und umfaßte sie. Jetzt bist du mein, Geliebte, und sollte ich dich mit Gewalt zu dem Altare ziehen! — Ich warf einen Shawl um ihre Schultern, und wollte sie aus dem Zimmer führen.

„Nein, nein!" rief sie ängstlich, und suchte sich aus meinen Armen los zu machen. Ich drang mit Liebkosungen, mit Betheurungen meiner Liebe in sie. Sie schien sehr gerührt; aber dennoch blieb sie bei ihrer Weigerung. Ich ließ sie endlich los, und fragte, über diesen unbegreiflichen Widerstand erbittert: nichts als der Zweifel, ob Sie mich glücklich machen können, hindert Sie?

„Nichts, als der!"

Ihre Handlungen hangen von Ihnen allein ab?

„Allein von mir. Ich habe Niemanden auf der Erde Rechenschaft davon zu geben."

Sie sind frei von allen Verbindungen mit einem Manne?

„Frei von allen Verbindungen dieser und jeder Art."

Sie lieben mich? . . . Madame, ich bitte Sie, genau auf meine Fragen zu merken!

„Ich liebe Sie, ja! Was auch geschehen mag, ja! . . . Sehen Sie diese Thränen! Ich werde Sie ewig lieben."

Wollen Sie mir Ihre Hand geben?

Ihr Zittern wurde so heftig, daß sie schwankte. Sie antwortete mit gebrochner Stimme, und weinend: „darüber kann ich mich jetzt noch nicht erklären." — Ich sah sie lange an, wiederholte dieselbe Frage noch ein Paarmal, und bekam die vorige Antwort. Nun denn! rief ich; so leben Sie wohl, Madame. Ich war so erbittert, wie ich es nie gewesen bin. Sie wendete sich um, nahm ihre Tochter, die eben hereintrat, in die Arme, und verbarg ihr Gesicht auf des Kindes Schulter.

Noch einmal, Madame! rief ich.

Sie hielt mir ihre Tochter hin, und sagte entschlossen: „sagen Sie dem Kinde Lebewohl!“ Nun stürzte ich hinaus, warf mich in den Wagen, und fuhr in wildem Galopp davon.

So endigte alles. Begreifst du das? und meinst du nicht, daß ich wenigstens abwarten muß, ob sie selbst etwas thun wird? Denn daß sie mich liebt, wird mir mit jedem Augenblicke gewisser; und daß ich sie unendlich liebe — o, es ist ja das Einzige, was mein ödes Herz noch fühlt!

Soll ich es dir gestehen? Schon hundertmal war ich in diesem langen tödtlichen Monat entschlossen, mich auf ein Pferd zu werfen, und sie zu besuchen. Denn — wenn sie mich nun wirklich liebte! wenn sie meine Liebe hätte auf die Probe stellen wollen! Sagte sie nicht selbst: verdachtloser Glaube sey der höchste, der einzige Triumph der Liebe? Ja, sie ist unschuldig!

Entscheide

Entscheide du, Franz! entscheide! Ich warte, bis deine Antwort kommt.

25.

Thale.

Ich hatte mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich deine Antwort nicht eher, als nach einem Monate, erhalten könnte. Jetzt habe ich sie endlich. Was du schreibst, ist gewiß, Franz; nur nicht, wie du es schreibst. „Es scheint so, als ob sie mich liebte?“ Es scheint so? Sie liebt mich gewiß, so gewiß, als ich athme! Und bei dem warmen, erquickenden Hauche ihrer Liebe gedeih' ich zu allen Tugenden; ein stiller, fester, frommer Glaube an alles Gute in meinem Herzen hat meine Seele in ihrem Innersten geläutert, geheiligt. So habe ich mich nie gefühlt, selbst in deinen Armen nicht. Du warst nur mein, wie ich dein; doch sie und ich — wir sind Eins: zwei Farben Eines Lichtstrahls.

Das alles wußte ich, hatte ich ja gese-

hen; aber, durch Stolz und Eitelkeit verblendet, riß ich mich los von dem guten Genius, der mir segnend seine Arme öffnete. Ja, sie liebte mich, und nur die Besorgniß eines zu zarten Gewissens hielt sie ab, und hält sie noch immer ab, ganz die Meinige zu werden. Doch diese Besorgniß, diese Bedenklichkeit, verschwindet jetzt in meinen Armen, als wäre sie nie gewesen. Du schreibst: „gewiß fühlt sich diese Frau durch eine Schuld, oder eine unverdiente Schande gedrückt.“ Eine Schuld nicht, lieber Franz. Sie hielt es nur für unrecht, mir ihre Hand zu geben, die, meinte sie, mir Tadel zuziehen würde. „Sey vorsichtig!“ schreibst du. Ich brauche es nicht zu seyn. Ach! daß s i e es weniger wäre!

Laß es mich nur gestehen, daß nach dem Tode meiner Mutter meine Hoffnungen sich wieder belebten. Ich ging nach Thale; aber ihr Haus bewohnte jetzt eine arme Familie, der sie es mit dem Garten

übergeben hatte. Wann kommt Madame Balagno wieder? fragte ich; und ein alter Mann mit schneeweißem Haar antwortete mir: das wird wohl lange währen! Wissen Sie es denn nicht, da sie doch der Bruder sind? Ach, lieber Herr! so fromm Ihre Schwester war, so unglücklich mochte sie wohl seyn!

Unglücklich? wie so? — Nun erfuhr ich, daß sie nach meiner Abreise nicht aufgehört hätte zu weinen, und daß sie ganz blaß geworden wäre. „Ach," hatte sie beim Wegreisen gesagt: „diesen Ort muß ich verlassen, den einzigen, wo ich glücklich gewesen bin!" Ich that viele Fragen an den Alten, konnte aber nicht herausbringen, wohin sie gereist wäre, noch wann sie wiederkommen würde. Ihre Spur verfolgte ich bis in das Braunschweigische; dann verschwand sie gänzlich. Ich kehrte endlich von meinen Streifereien nach Thale zurück, weil der Alte geäußert hatte, es müßten doch Briefe von ihr ankommen,

da sie das Haus gewiß nicht behalten würde. Ich wohnte in ihrem Zimmer, aus dessen Fenstern man das Gebirge sieht, schrieb an ihrem Sekretair, las in den wenigen Büchern, die sie zurückgelassen hatte, und besuchte alle ihre Lieblingsstellen in der herrlichen Gegend. Es war mir, als hörte ich an diesen Stellen noch ihre schöne Stimme, ihren leichten Fußtritt. Endlich kam ein Brief von ihr an den Justizamtmann. „Er sollte das Haus verkaufen; wohin er das Geld dafür zu schicken hätte, würde sie noch bestimmen.“ Sie mußte die Sache schon vorher mit dem Manne verabredet haben; denn der Brief enthielt weder Ort noch Datum. Uebrigens schien er nicht von ihrer Hand geschrieben zu seyn.

Jetzt sah ich zu meinem Schrecken, daß sie ihren Aufenthalt verbergen, daß sie mich nicht wiedersehen wollte. Ich bat den Justizamtmann, das Haus, was es auch kosten möchte, für mich zu kaufen. Der Lauf des Briefes, den ich verfolgte, brachte mich

wieder in das Braunschweigische; doch hier verschwand ihre Spur aufs neue.

Ich reiste hin und her, durchsuchte alle Dörfer, und kehrte endlich, ohne Hoffnung, nach Thale zurück. Der Justizamtmann zweifelte nicht, daß der nächste Brief ihren Wohnort angeben würde. Bis dahin, daß dieser ersehnte Brief ankäme, putzte ich mit kindischer Freude das Haus und den Garten. Ich richtete mich völlig ein, und zwar unter dem Italiänischen Namen, den ich schon ehemals geführt hatte. Mein alter Jakob, der Einzige, den ich bei mir habe, ist schon daran gewöhnt, daß ich mich irgendwo ansiedle, und lächelt jedes Mal, wenn er mich nach dem Schweizer-Tobel (mit diesem Schweizerworte benennt er die Roßtrappe und den Schlund) wallfahrten sieht. Er spricht oft von Altorf, zum Beweise, daß er auf einer ganz falschen Färthe ist.

Endlich kam ein Brief, und wieder von einer fremden Hand. „Das Geld sollte an einen Bankier in Braunschweig geschickt

werden.“ Ich reiste sogleich zu diesem Manne, und erfuhr nun, daß sie in einem Dörfchen auf dem Harze wohnte. Natürlicher Weise eilte ich dahin. So wie ich die Thür öffnete, stürzte sie mit einem lauten Freudengeschrei in meine Arme, an mein Herz. O, es war, als ob ein geliebter Ehemann nach einer Jahre langen Trennung in die Arme seines treuen, innig geliebten Weibes und zu den Liebkosungen seines Kindes zurückkehrte! Kein Wort, kein Blick von ihr erinnerte mich an meinen rauhen Abschied. Sie hing in meinen Armen, und ihr Kind umfaßte meine Kniee. So standen wir einige selige Minuten. — Endlich habe ich Sie wieder gefunden! rief ich; endlich halte ich Sie wieder an diesem vollen Herzen! O, wie habe ich Sie in diesen zwei peinlichen Monaten gesucht!

Ich beschrieb ihr meine vergeblichen Streifereien; und sie hörte lächelnd zu: das Bild einer Seligen, mit Thränen der süßesten Freude in den schönen Augen. „O

Gott!" rief sie endlich; „gieb mir ein langes Leben, daß ich diesem Manne seine Liebe vergelten kann!" Das können Sie, sagte ich, wenn Sie mit mir nach Thale zurückkehren.

Ich befürchtete eine abschlägige Antwort; nur Ueberraschung, dachte ich, hat ihr Aufwallen verursacht. Aber nein; sie war sogleich mit froher Eil bereit. „Verließ ich doch," sagte sie, schon mit Einpakken beschäftigt, „das Dörfchen nur darum, weil es mich an die Trennung von Ihnen erinnerte. . . . Hier war ich nicht glücklicher! . . . . Aber wo, wo wäre ich glücklicher gewesen!"

Nach zwei Stunden saßen wir im Wagen. Bei dem Aufgange der Sonne (wir fuhren die Nacht durch) sahen wir die rothen Dächer von Thale, und sie rief mit lebhafter Freude: „o, da liegt es!" Vor dem Hause sagte sie auf einmal: „o weh! es ist ja verkauft! Aber was es auch koste — ich kaufe es wieder." Ich führte sie

lächelnd in die Thür. Sie erstaunte über die Veränderungen, und umarmte mich, als ich ihr sagte, daß ich es gekauft hätte. „O schön!" rief sie; „nun wohne ich bei Ihnen, sonst Sie bei mir." Sie ging an meiner Hand mit jugendlicher Freude durch Haus und Garten.

Als endlich der Aufruhr des vollen Herzens gestillt war (denn ich wollte sie nicht überraschen), führte ich sie in eine Laube von wildem Wein, dessen rothe transparente Blätter den schönsten Frühlingstag in den Herbst hineinzauberten. Hier nahm ich ihre Hand, und sagte: Sie fühlen, wie ich selbst, meine Liebe, daß wir beisammen leben müssen, wenn uns das Leben nicht eine drückende Bürde seyn soll. Wir sind Eins. Sterben, oder vereinigt leben: ein Drittes giebt es für uns nicht.

Sie hob die gefaltenen Hände auf, und sagte: „welche Stunden, welche Tage, welche Wochen! O, nie in meinem Leben

war ich so unglücklich, als da Sie mich verlassen hatten! Ich glaubte, bei meinem schuldlosen Herzen würde ich Ihre Abwesenheit ruhiger tragen; aber — vielleicht hätten Sie mich ein Paar Monate später nicht mehr gefunden. An jedem Morgen stand ich matter und sterbender wieder auf." Ihr blasses Gesicht, ihre verweinten Augen, das Verwelkte in der sonst so vollen, frischen Gestalt, bestätigten die Wahrheit dieser Worte. Geliebte, du bist mein! rief ich; auf ewig mein! Zögre nicht länger, mich ganz zu beglücken. Nichts steht uns mehr im Wege; ich bin jetzt so frei, wie du!

Sie erblaßte, und hielt die sterbenden Blicke auf mir fest. Dann sagte sie langsam: „ich habe eine Tochter; aber . . . ihr Vater war nicht mein Mann. Ein geliebter Verführer . . . Um meine Schande zu verbergen, verließ ich Freunde, Verwandte, und floh in die tiefste Einsamkeit. Hier lebte ich mit meiner Tochter, und

nur für sie, in stetem Gram, den ich zuweilen, doch nicht immer, verbergen konnte. Und jetzt, da ich Sie kenne, da ich Sie liebe, da die Hoffnung des schönsten Glückes so reitzend, so lockend vor mir steht; jetzt, da alle Träume meiner schuldlosen Jugend wieder erwacht sind, und mich im schönsten Rosenlicht umschweben: — o, die schreckliche Täuschung! Hier, die sterbenden Blätter des nahen Winters — sie lügen einen jungen Frühling; noch heute welken sie, und fallen ab. So ist es! Der Himmel vor mir umstrahlt mich schon mit seinem Glanze; und — ich muß ihm entsagen!"

Entsagen? Sprechen Sie dies schreckliche Wort nicht wieder aus! Vertrauen gegen Vertrauen, meine Geliebte. Was ich jetzt weiß, habe ich vermuthet; doch nie hat es mich bekümmert. Ein Bösewicht verführte Sie . . . —

„O still! still!" unterbrach sie mich. „Ich liebte ihn, liebte ihn mit allem Feuer

eines jugendlichen Herzens. Ich bitte, wekken Sie den schlummernden Schmerz in meiner Seele nicht. Es macht mich ruhiger, wenn ich denke, ein unvermeidliches Schicksal habe ihn von meinem Herzen gerissen. Ach, ich fürchte, daß ich ihm nicht genug zeigte, wie sehr ich ihn liebte, und daß er mich nur darum verließ."

Sie war in heftiger Bewegung; es gelang mir aber, sie zu beruhigen. Ich beschwor sie, mir ihre Hand zu geben, und versprach ihr, der Vater ihrer Tochter zu seyn. Sie schwieg eine Weile; endlich sagte sie ernst: „noch drei Tage; dann sollen Sie wissen, auf welche Bedingung ich Ihnen meine Hand zu geben bereit bin." Heute Abend ist der dritte Tag verflossen. Ich habe nicht einmal Neugierde, ihre Bedingung zu hören: so gewiß bin ich schon im Voraus, daß ich sie unbedenklich und gern erfüllen werde. „Vergessen Sie nicht," sagte sie mir noch, „daß diese heiße Liebe verfliegen kann, im Laufe der Zeit verflie-

gen muß, und daß Sie einst dem Greise Rechenschaft von den Handlungen des Jünglings schuldig sind! Denken Sie daran, daß es dem Manne schimpflich ist, sein Selbstgefühl einer Leidenschaft aufzuopfern!"

Ich habe das mit Besonnenheit überdacht, und lächle dem Augenblick entgegen, da sie mich rufen wird. Sie ist während dieser drei Tage ernst, doch ruhig gewesen. Ich schicke den Brief nicht eher ab, als bis ich dir sagen kann: sie hat mir ihre Hand versprochen.

Sie ist mein! Franz, sie ist mein! Die Bedingung, unter der sie es wurde, war nichts als die heilige Schwäche eines gedrückten Mutterherzens. „Ich soll ihre Tochter als mein Kind anerkennen, soll mich für des Kindes Vater ausgeben." Wollte der Himmel, sagte ich, und nahm sie in meine Arme —: wollte der Himmel, ich wäre es! Doch, könnte ich Julien dann

mehr lieben, als jetzt? . . . Wohl denn! nie soll ein zweideutiges Lächeln von mir oder einem andern Menschen die Wangen des Kindes mit einer Schamröthe färben. Ich will laut vor meiner Familie und vor jedermann erklären, daß Julie meine Tochter ist. Willst du endlich um diesen Preis die Meinige seyn, Geliebte?

Sie taumelte mit einem Ausruf der Freude in meine Arme, und versiegelte das Bündniß unsrer Liebe mit einer leichten Ohnmacht. Dann holte sie ihre Tochter, und legte sie in meine Arme. Liebes Kind, sagte ich: Gott höre es und sey Zeuge, daß ich immer dein Vater seyn will!

Nein, Franz, ich schildre dir den Auftritt nicht, der nun erfolgte. Das schöne Weib erlag fast unter der Seligkeit; nur ein angestrengter Kampf hielt sie aufrecht. Und ich? O, du mußt dir mein Entzücken an dem Herzen dieses edlen Weibes denken!

Es ist mir unmöglich, weiter zu schrei-

den. Leb wohl. Ich hoffte, schon morgen sollte ein Prediger unsre Hände in einander legen; aber sie bat mich um Aufschub, damit sie ihre Gesundheit wieder herstellen könnte. Nun, die Liebe hat ja schon wieder ihre Rosen auf die blassen Wangen gehaucht, und ihre Flammen in die halb erstorbenen Augen gegossen. Bald ist sie mein! Ihre Tochter wird schon im Ehe-Kontrakte als Fräulein von Kielegge aufgeführt. Nie darfst du auch nur durch eine Sylbe verrathen, daß es sich anders verhält! Leb wohl.

26.

Sengerssen.

Heute, mein edler Franz, beglückt die Liebe deinen Freund. Es ist der Oktobertag, an dem du in den Katakomben dein Leben für das meinige hingabst. Sie konnte es mir nicht abschlagen, diesen Tag aufs neue für mich zu heiligen. O, der Himmel ist heute hier in Deutschland eben so hell, wie da-

mals in Italien, als ich mit dir unter der säuselnden Pinie lag, und das strömende Blut über deinem Herzen mit meinen Lippen aufsog.

Da geht sie im Garten, mit dem Taschentuche bald vor den Augen, bald auf dem ängstlichen Herzen, und sieht nach dem Fenster hinauf, an dem ich sitze. Doch die erste Stunde dieses Tages gehört dir, meinem ersten, einzigen Freunde, dem Retter meines Lebens. Ich muß heute an deinem Herzen liegen, ehe ich an das Herz der Geliebten sinke.

Was machst du, lieber Franz? Bist du noch immer in der Schweiz? In deinem letzten Briefe stand: „vielleicht bin ich glücklich!“ Vielleicht? O nein, du bist es gewiß, wenn Freundschaft dich beglücken kann. Deine Briefe sind seit ein Paar Jahren so kurz, so abgebrochen, so räthselhaft gewesen — so kalt, möchte ich sagen, wenn du nicht Franz wärest —, daß ich glaube, du bist mit dir selbst nicht eins.

Erst in dem letzten habe ich wieder Spuren von deinem heitern Sinne gefunden. Ich will erwarten, daß du nach deinem Versprechen bald selber kommst und mir mündlich erklärst, was du hast. Warum bist du aber nicht schon hier? Du weißt ja, daß der heutige Tag der festlichste im ganzen Jahre für mich ist; und du konntest mit Sicherheit vermuthen, daß ich mich an keinem andern mit der Geliebten meines Herzens vereinigen würde. Wie war es möglich, daß du ausbliebst!

Meine Geliebte wünschte, daß wir in Sengerssen getrauet würden. Ich sah das gern; denn hier, in dem kleinen vertraulichern Dorfe, werde ich bei jedem Schritt an dich erinnert. Als wir hier ankamen, wurde sie von einer eignen Wehmuth — ergriffen, möchte ich sagen; ihre Thränen hörten nicht auf zu fließen. Um ihr Zerstreuung zu machen, zeigte ich ihr die schöne Gegend; es war aber, als ob ihr Kummer sich nur noch vermehrte. Ich hatte

heimlich

heimlich meinen Jakob voraus geschickt, um die schönsten Zimmer für sie ein wenig in Stand setzen zu lassen; sie wählte aber keins davon. Franz! auch hier wieder — ich hoffe zum letzten Male! — trat Sophiens Rachengel vor mich hin. Sie wählte das kleinste von allen, Sophiens Schlafzimmer; und nun bat sie mich, sie allein zu lassen.

Ich ging auf die Bibliothek, ihr einige Bücher zu suchen. Als ich aufblickte, stand sie mir gegenüber, in sich versunken. Ich nahm den Tubus, um sie zu beobachten. Sie sank auf die Kniee, und betete mit gefaltenen Händen. Plötzlich, als ob ein Blitz die dunkelste Nacht erhellte, stand die Zeit, da mein Verbrechen gegen Sophien anfing, vor meiner Seele. Ach, dieser verhaßte Tubus war Schuld daran. Ich konnte mich kaum erholen, und verließ bebend das Zimmer; es war mir, als ob ich die Nemesis mit furchtbarem Schritte wandeln hörte.

So wie ich meine Geliebte nur wieder-sah, bat ich sie dringend, das Zimmer zu verlassen. Sie fragte nach der Ursache, und ich gestand sie ihr. Sanft weinend, versprach sie, meinen Wunsch zu erfüllen. Aber dennoch wäre ich lieber in Sacht-leben. Ich bin, so oft ich an Sophien denke, nicht glücklich. Die Nemesis — werde ich sie je versöhnen?

27.

Sophie an Augusten.

Sengerssen.

Liebste, theuerste Auguste, deine Sophie ist von den Todten auferstanden. Ich lebe; und — noch mehr! — ich bin glücklich, bin die Gattin des Barons. Meine Tochter hat ihren Vater gefunden, ich den Geliebten, und — und — auch er ist gewiß durch meine Liebe glücklich!

Verzeihe mir, Auguste, und bitte auch deinen ehrwürdigen Vater, mir zu verzei-

hen, daß ich Euch mit der Nachricht von meinem Tode täuschte und betrübte. Ihr zwangt mich ja dazu. Wenn ich deines Vaters Rath befolgte; wenn ich ihm schrieb: ich bin Mutter; so verstieß er mich entweder: und das hätte mich getödtet; oder er gab mir (was dein Vater glaubte) seine Hand, doch ohne seine Liebe: und auch das hätte mich getödtet; denn er wäre unglücklich geworden, und ich liebte ihn ja mehr, als mein Leben. — Als dein Vater endlich drohete, selbst an ihn zu schreiben, da floh ich, da täuschte ich Euch bald nachher mit meinem letzten Lebewohl, da bat ich dringend, Ihr möchtet ihm alles verbergen, und ließ Euch einen Todtenschein zuschicken.

Doch endlich fühlte ich, daß es meine Pflicht war, dem Vater seine Tochter, und der Tochter ihren Vater nicht zu entziehen. Ich erfuhr ganz zufällig, daß er aus dem Norden zurückkehren würde, ging ihm nach Berlin entgegen, ver-

folgte ihn unablässig, und zog ihn durch alle die kleinen Künste an mich, welche die Natur unserm Geschlechte gegeben hat, und von denen ich in Sengerssen aus falscher Bescheidenheit nie Gebrauch machte. Ich sah, daß er mich liebte, wollte mich aber noch mehr von seiner Liebe überzeugen. Er hielt alle Proben standhaft aus. Endlich, nach langen rührenden Kämpfen — einmal hatte ich ihn schon gänzlich verloren — wurde er mein.

Wir fuhren nach Sengerssen. Ehe der Prediger kam, der uns trauen sollte, führte ich ihn in den Park, und in die Laube, wo ich durch Liebe und Schwäche fiel. Ich sprach mit ihm von Sophien; denn hier war bei ihm, was er auch gar nicht verhehlte, der Gedanke an sie wieder sehr lebhaft geworden. Er hörte mich zwar an; doch schien er das Gespräch gern endigen zu wollen. „Und," fragte ich, „macht denn der Gedanke an die Unglückliche Sie auch heute trübe?" — Heute und immer!

antwortete er ernst. O, wie glücklich würde ich seyn, wenn ich den Schatten des Mädchens versöhnen könnte!

„Ich will dich mit ihr versöhnen! ich bin Sophie!“ rief ich mit meiner letzten Kraft, und sank leblos vor ihm nieder. Als ich erwachte, saß ich auf dem Rasen, und er lag zu meinen Füßen. Kann ich dir unser Entzücken beschreiben? Nun war er ganz glücklich. Meine Tochter kam. Er nahm sie auf seine Arme, knieete so vor mir hin, und machte sich die härtesten Vorwürfe über seine Grausamkeit gegen uns. — Als wir endlich ein wenig ruhiger wurden, fing ich an zu erzählen; doch, auf einmal stürzte ein Mann von sehr edler Gestalt, mit funkelnden Augen, auf uns zu. So wie der Baron ihn erblickte, rief er, mit ausgestreckten Armen: Franz! es ist Sophie! Und sieh! das ist meine Tochter! — Beide lagen sogleich einer an des andern Herzen.

Da kommt meine Frau! sagte Franz, und führte ein sehr schönes Weib zu uns:

eben die Schweizerin, die mein Mann einmal geliebt hat. Wie kann ich dir die Freude schildern, die wir nach und nach in immer höheren Empfindungen genossen! Der edelmüthige Franz! er wäre beinahe das Opfer seiner Freundschaft geworden. Laß dir das von ihm selbst erzählen.

Endlich kam der Prediger, und legte unsre Hände in einander. — Ich kann nicht mehr, Auguste. Der Wagen, der dich und deinen Vater holen soll, ist angespannt. Morgen seyd Ihr hier. O, welche Freudenthränen werde ich noch in deinen Armen weinen! und welche du an dem Herzen deiner glücklichen Sophie!

III.

Die erzwungene Liebe.

Herr Bruder, die Welt ist jetzt anders, als vor sechzig Jahren, da Sie geboren wurden.

„Ich habe nicht bemerkt, daß die Menschen jetzt viel klüger oder besser wären," sagte Herr Schlender zu seiner Schwägerin sehr ruhig. „Man nennt jetzt à la Titus, was man ehemals einen Pudelkopf nannte: das ist der ganze Unterschied."

Aber Bildung, Kultur, Herr Schlender! ... Ein verwaschnes, verkochtes, vernähtes, verstricktes Leben: das war sonst das harte Loos der Weiber.

„Ein versticktes, verplaudertes, vertanz-

tes, versoupirtes ist es noch jetzt; und jenes finde ich doch wenigstens nützlicher. — Sie haben indeß nicht Recht, Frau Geheimeräthin. Zu meiner Zeit plauderte, tanzte und soupirte man auch. Was jetzt Bildung heißt, hatte damals nur keinen so hübschen Nahmen; übrigens war die Asiatische Banise doch auch ein Buch, das seine Leser fand."

Ich hoffe, lieber Schlender, Sie werden doch nicht verkennen, daß die jetzige Bildung ...

„Mode; wahrhaftig weiter nichts! Bildung! die hat ein Mensch, der im Stande ist, alle seine Pflichten zu erfüllen. Das Weib also muß, wenn es Anspruch auf Bildung macht, eine gute Tochter, eine zärtliche Schwester, eine treue Gattin, eine heitre Gesellschafterin ihres Mannes, eine liebende Mutter ihrer Kinder, eine gute Hausfrau für die Oekonomie, und eine freundliche Wirthin für die Gäste seyn."

LB Coburg

Es hat damit mehr auf sich, Herr Bruder. Die Bildung des Geistes und des Herzens gehört . . .

„. . . gehört dazu, Frau Schwester, und in einem hohen Grade: die allersorgfältigste Bildung des ganzen Menschen!"

Nun denn, so sind wir ja eins! Was haben Sie also gegen Ihren Sohn?

„Nichts," sagte Herr Schlender frostig, „als daß er guten Rath annehmen sollte, weil er es nicht versteht, sich eine gebildete Frau zu suchen."

Sie verstehen es also besser? Das klingt freilich recht hübsch, lieber Herr Bruder; doch wenn Sie Sich weiter erklären wollen, so . . .

. . . „so ist die Bildung, die ich meine, etwas ganz Anderes, als die jetzige Mode, wollen Sie sagen."

Recht! denn würden Sie Ihre Tochter, wenn Sie eine hätten, eben so erziehen, wie wir die unsrigen?

„Davor behüte mich der Himmel! Die

Mädchen werden ja heut zu Tage gar nicht erzogen, sondern leben nur, wie ihre Mütter."

Wir erzögen unsre Töchter nicht? Herr Bruder, wenn man in einem solchen Grade ungerecht ist . . . !

„Ungerecht? Könnte ich doch nur mit allen meinen fünf Sinnen begreifen, was man denn eigentlich will! Zum Beispiel gehört zu dem Kursus eines jungen Frauenzimmers jetzt Geographie. Ich muß immer laut auflachen, wenn ich ein kleines Mädchen frage: was lernst du, mein Kind? und zur Antwort bekomme: Geographie. Es ist freilich Mode; und da darf man eigentlich nicht nach dem Warum fragen. Ich frage aber dennoch: warum lernen Ihre Töchter Geographie?"

Nun, weil ein Frauenzimmer doch etwas wissen, weil der Verstand gebildet werden muß.

Schlender runzelte die Stirn. „Das ist, als wollte ich ein junges Frauenzim-

mer in der Kunst zu sparen unterrichten, und finge mit der Numismatik an, zeigte ihr Münzen von Athen und Rom, lehrte sie aber die gangbaren Geldsorten nicht kennen. Sehen Sie, es ärgert mich gar nicht, daß die Mädchen das alles lernen, (denn hätte ich eine Tochter, sie lernte das alles auch); sondern daß sie es lernen, um es nie zu brauchen. Da wissen sie, wie Zukker gemacht, wie Reiß gebauet, wie Thee gepflückt wird, aber nicht, wie man eine Erbse legt, oder eine Suppe kocht. Man giebt ihnen die Einkünfte des Preußischen Staates an, und sie lernen nicht, wie viel zu einer Haushaltung gehört; sie hören vom Seehandel, von Karawanen-Wegen, und haben die Fabriken ihrer Vaterstadt nie gesehen; sie sprechen über Raphaels Gewänder, und wissen ihrem Vater oder ihrem Manne keinen Schlafrock zu machen. Können sie nun vollends eine Weste zeichnen, eine Sonate trommeln, und hundert Worte Französisch plaudern: so haben sie eine voll-

endete Bildung, von der freilich dem Manne, den Kindern, dem Gesinde nichts zu gute kommt, und durch die weder der Kopf ein wenig heller, noch das Herz ein wenig wärmer geworden ist. Nun müssen sie aber noch weiter: sie werfen sich in eine spitzfündige, schwärmerische Philosophie, die sie unmöglich begreifen können, werden Freigeister in den weiblichen Tugenden, bekritteln Schauspiele, Gedichte; und wenn dann die Jahre vorüber sind, in denen ein Paar schöne Lippen jedes Wörtchen von ihnen geltend machten, hören sie am Ende damit auf, daß sie die Zeit mit Kartenspielen tödten."

Ich möchte wohl wissen, wie Sie Ihre Tochter erziehen würden, wenn Sie eine hätten.

„Hm! ich denke, recht gut. Sie sollte dergleichen auch lernen, nur besser, gründlicher, als gewöhnlich, um noch im Alter Freude daran zu haben, um die angenehmste Gesellschaft für ihren Mann, und eine

gute Erzieherin ihrer Kinder seyn zu können. Doch Basta!"

Herr Schlender wendete sich ab; denn er hatte sich schon hundertmal vorgenommen, nicht wieder über dieses Thema zu reden, weil ihn doch niemand verstand. „Man erzieht die Mädchen," sagte er oft, „als sollten sie alle Gelehrte werden; da man aber doch so halb und halb einsieht, daß es toll ist, nichts als Gelehrte bilden zu wollen, so läßt man sie auf dem halben Wege still stehen, und nun werden sie gar nichts."

Herr Schlender gehörte mit zu einer Familie, die seine Ueberzeugungen in diesem Stücke gewiß nicht ändern konnte. Bildung, Kultur, Humanität: das waren die Wörter, die alle Frauenzimmer dieser Familie täglich und stündlich im Munde führten, und über die er einen ewigen Krieg mit ihnen hatte. Man konnte ihm weit umfassende Kenntnisse nicht absprechen; auch war er nichts weniger als ein Murrkopf,

oder ein Verächter des Schönen. Er hatte — worüber die Frauenzimmer in seiner Familie erstaunten — den feinsten und richtigsten Geschmack in Allem, was zu irgend einer Kunst gehört. Seine Zimmer waren sehr einfach gemahlt; und doch fand jedermann sie schön, und ließ sie in seiner Wohnung kopiren. Ein großer Garten bei seinem Landhause hatte liebliche Partieen im Englischen Geschmack; man konnte ihn aber schlechterdings nicht bewegen, eine Holländische Partie, die das Haus umgab, zerstören zu lassen. Das Theater besuchte er so fleißig, wie irgend einer, und seine Prophezeiungen, ob ein Stück sich halten würde oder nicht, trafen, den lauten Widersprüchen seiner weiblichen Verwandten zum Trotze, jedes Mal richtig ein. Er sprach fertig Französisch, doch nur im höchsten Nothfall: „denn," sagte er, „daß Deutsche mit Deutschen Französisch sprechen, ist etwas närrisch; und daß Fremde zu uns kommen, ohne unsre Sprache lernen zu wollen,

ist sehr unverschämt." — Seine kleine Gemähldesammlung zog das Auge der Kenner auf sich; indeß lächelte er, so oft einer in erhabener Begeisterung stundenlang über ein Stück deklamirte. Er war in Italien gewesen, und hielt den Vatikanischen Apoll, so wie die Mediceische Venus, für schön. Doch wenn er erzählte, daß ein Engländer in Rom weiter nichts gesehen habe, als den Apoll, und dann, ohne einen Blick auf Rom selbst zu werfen, wieder nach Hause gereist sey; so pflegte er hinterher zu sagen: es hat mehr Narren in der Welt gegeben! Den Homer und Shakespear hielt er für sehr große Dichter; aber dennoch hatte er die Kühnheit, zu behaupten: bisweilen sey der erste langweilig, und der andere gemein. In dem Zeitpunkte, da die Französischen Schriftsteller alles galten, war er gegen sie; und als man dann die Englische Litteratur fast anbetete, vertheidigte er die Franzosen und ihre Schriftsteller. Die alte Philosophie erklärte er

für unbewiesen, setzte aber jedes Mal hinzu: was ist daran gelegen? Von der neuen sagte er frei heraus: er verstehe sie nicht. Jünglinge warnte er vor dem Paradoxen, Männer vor dem Gemeinen. Er disputirte gern, doch nur mit Leuten, die er liebte: „wie ich gern gehe oder reite," sagte er; „nur in der Absicht, mich thätig zu erhalten." Man erklärte ihn oft für einen Sonderling, und wirklich hatte er wenigstens sonderbare Meinungen. So behauptete er z. B. in vollem Ernst: lange Weile sey das größte Unglück des menschlichen Lebens.

Sein Sohn, ein recht gutartiger junger Mann, war gerade das Gegentheil von ihm: immer entweder begeistert, oder ganz kalt. In Gesellschaften mußte er allein das Wort haben, oder er schwieg gänzlich. Keine Poesie fand er poetisch genug, keine Philosophie dunkel genug. Er griff alles Paradoxe auf, und sprach immer in Epigrammen. Ihm war alles Gewohnte verhaßt;

haßt; sein Vater aber nannte die Gewohnheit, oder vielmehr die Gewöhnung, den Schutzengel alles Guten.

Der Vater liebte das häusliche Leben, ob er gleich darin eben nicht glücklich gewesen war; der Sohn haßte nichts so sehr, als die tödtlich langweilige Beengung dieses Lebens. Der Vater liebte an den Weibern bescheidne, stille, hausmütterliche Eingezogenheit; der Sohn foderte von ihnen Kraft, Willen, Muth, sich über alles hinwegzusetzen. Bis jetzt hatte er indeß bei Weibern nach seinem Sinne noch keine Liebe empfunden, obgleich dagegen die Tochter eines Försters mit ihrer stillen Einfalt und frommen Unschuld sein Herz beinahe gewonnen hätte. — Ein Schauspiel in Prosa fand der Sohn unerträglich; dem Vater galt es gleich, ob es in Prosa oder Versen war: doch neigte er sich auf die Seite der letztern. Kurz, Vater und Sohn waren gänzlich verschieden, ausgenommen, wo es darauf ankam, einem Unglücklichen zu hel-

sen. Das thaten sie Beide: der Vater mit flammenden Augen voll Mitleid, der Sohn mit erhabener Kälte. Dieser warf dabei auch wohl eine paradoxe Behauptung hin, z. B.: der Untergang einer Welt sey um nichts wichtiger, als das Auffahren eines Maulwurfhügels. Der Vater klopfte ihm dann lächelnd auf die Schulter, und sagte: „in den Augen Gottes; da hast du Recht, mein Sohn! Aber, wer spricht, oder thut, als wäre er ein Gott, der ist ein Narr!"

Herr Schlender wünschte, daß sein Sohn sich verheirathen möchte; der Sohn aber sagte: ich befinde mich so besser. Was hab' ich denn an einer Frau mehr, als jetzt?

„Eine Frau!" antwortete sein Vater: „das Gefühl des Mannes, und nach Jahr und Tag das Gefühl des Vaters."

Ein ander Mal, wenn Herr Schlender auf dieses Gespräch kam, sagte der Sohn: liegt Ihnen daran, lieber Vater, thue ich Ihnen einen Gefallen damit; so — bin ich bereit, heute, morgen, welchen Tag Sie wollen.

Der Vater lächelte und schwieg; er fürchtete aber, daß sein Sohn einmal einer listigen Buhlerin in die Hände fallen möchte: denn der junge Mann war schön, und sehr reich, weshalb schon mehrere Mädchen Versuche gemacht hatten, ihn zu fangen. Das war nicht gelungen; es konnte doch aber einmal gelingen. „Und," sagte der Vater zu der Geheimeräthin, seiner Schwägerin, „darum will ich das Prävenire spielen, und den Burschen verheirathen."

An wen denn, Herr Schlender, wenn ich fragen darf?

„An ein gutes, liebes, stilles Mädchen, mit dem er, glaube ich, sehr glücklich seyn wird."

Hübsch? —

„So, so! Ein Paar helle, kluge, und doch sehr unschuldige Augen, eine schlanke Figur. Schönheit gehört eben nicht dazu, einen jungen Menschen verliebt zu machen."

Für Ihren Sohn, in dessen Seele ein Ideal der göttlichsten Schönheit ist?

„Hm! er hat Blut, trotz seinen Idealen, und recht *warmes* Blut: darauf verlasse ich mich. Obendrein ist das Stutznäschen des Mädchens allerliebst, und Wangen hat sie, so roth wie Kirschen."

Vortrefflich! Für Ihren Sohn, dem auch die schönste Nase noch immer nicht fein, nicht Griechisch genug ist!

„Eben darum! Ich will ihm nebenher mit seinen Idealen einen Possen spielen, den er in seinem Leben nicht vergessen soll."

Nun, und die Geistesbildung? Denn, haben Sie das Mädchen nach Ihrem Geschmacke gewählt, so . . .

„Ganz nach meinem Geschmacke. Sie spricht nichts als Deutsch, hat kaum ein Klavier gesehen, ist ihr Lebtage noch in keinem Concerte gewesen, und weiß nicht ein Wort von Don Juan, dem Requiem und der Schöpfung; aber dagegen ist sie selbst eine wahre Schöpferin, die durch ihre Arbeit vier armen Geschwistern Brot und Klei-

der schafft, und jetzt auch ihre arme, kranke Mutter ernährt. Sie wäscht sehr gut, und ihr bis an die Schulter nackter Arm (denn beim Waschen ist sie ganz in der Mode) läßt ihr vortrefflich."

Und das Mädchen soll Ihr Sohn heirathen? Wenn Sie es dahin bringen, lieber Schlender, ...

„Dahin bring' ich es, mit Gottes Hülfe!" erwiederte er, fest versichernd. — Die Geheimeräthin wußte, daß einer solchen Versicherung von ihm zu trauen war; sie sah ihn daher starr an, und sagte: wahrscheinlich ist der Verstand des Mädchens so außerordentlich kultivirt, daß Sie darauf rechnen.

„Nun ja, ihr Verstand! der ist von einer extra feinen Sorte. Sie hat genug, um eine herzensgute Tochter zu seyn, ihre Geschwister mütterlich zu ernähren, und sich vor nichts zu schämen, was ehrlich und gut ist. Sonst aber — vielleicht soll sie das Wort System noch immer zum ersten

Mal in ihrem Leben hören; sie kennt weder Kant noch Fichte, und hat kein andres Buch in ihrem Vermögen als Gellerts Fabeln, noch dazu defekt. Ohne Bedenken würde sie den Phidias einen Steinmetzen nennen, und ein Porträt ihres seligen Vaters wäre ihr gewiß weit lieber, als die schönste Madonna von Raphael. Was sie singt, sind geistliche Lieder, und in den Kirchenmusiken machen ihr die gelehrten Fugen große lange Weile. Künste und Wissenschaften sind ihr eben das, was Ihnen die Algebra oder das Hebräische ist. Lesen kann sie sehr fertig; mit dem Schreiben aber geht es etwas langsam, weil sie keine Zeit hat, das Tagebuch einer schönen Seele zu führen. — Nun kennen Sie meine künftige Schwiegertochter, wie sie leibt und lebt."

Die Geheimeräthin schlug ein lautes Gelächter auf. So ernsthaft habe ich Sie noch niemals scherzen hören.

„Nun es wird sich wohl zeigen, daß

ich ganz und gar nicht scherze. — Ich muß Ihnen doch auch erzählen, wie ich das Mädchen kennen gelernt habe. Vor einem halben Jahre besucht mich ein alter Bekannter. Wir rekapituliren ein wenig unsre Jugend und unsre damaligen Freunde. Die meisten waren schon todt. Und wo ist denn der gute ehrliche — Hohleben? frage ich endlich; von dem habe ich nie wieder etwas gehört. Mein Freund antwortet: auch der ist todt. Es wundert mich aber, daß du nichts von ihm weißt. Er hat ja hier in Berlin in ärmlichen Umständen gelebt. In der That, du hättest dich seiner annehmen sollen; er hatte dich immer sehr lieb. — (Das hatte er, Frau Schwester; und er war ein sehr braver Mensch, dessen Umgange ich viel zu verdanken habe.) In Berlin? frage ich. Sieh, da ist unser alter Hohleben wieder! Nicht ein Wort habe ich von ihm gewußt. Meinst du, ich hätte ihn in der Noth gelassen? Also todt! . . . Ist er verheirathet gewesen? — Ja; seine

Witwe, glaube ich, lebt noch hier in Berlin. Auch Kinder müssen da seyn. — Ich brach ab; denn ich war entschlossen, für die Witwe etwas zu thun, da ich es für ihren Mann, meinen Freund, nicht gekonnt hatte. Als ich mich nach ihm erkundigte, erfuhr ich, daß er hier — etwas gewesen wäre."

Was denn? fragte die Geheimeräthin neugierig.

„Sie merken ja wohl, daß ich meinen Mann nicht näher bezeichnen will, und daß Hohleben nur ein erdichteter Nahme ist. — Ich forsche endlich die Witwe aus, die — irgendwo wohnt, erkundige mich dann bei den Nachbaren, und erfahre, daß sie fünf Kinder hat, daß die Mutter und die älteste Tochter für andre Leute nähen, daß sie sich sparsam behelfen, und so weiter. Was ich von ihnen hörte, war nicht viel, aber doch nichts als Gutes. Nun ging ich selbst zu der Familie. Die Mutter war kränklich; die Kinder arbeiteten alle fünf

sehr fleißig: drei Mädchen näheten, und zwei Knaben strickten, suchten aber, als ich hereintrat, die Strickzeuge zu verbergen. Ich bestellte ein Dutzend Oberhemden, bat die älteste Tochter, mir die Leinwand und den Batist zu besorgen, bezahlte sogleich das Geld dafür, fing nun an zu plaudern, und brachte die Mutter auf ihren seligen Mann, doch ohne seinen Nahmen zu nennen. Sie seufzte, und die älteste Tochter erinnerte sich ihres guten Vaters mit einer ungekünstelten, sanften Rührung. Ich bedauerte, daß seine Familie sich nicht in den besten Umständen zu befinden schiene; aber, anstatt zu klagen, schwieg man bei meinem Bedauern. Daß es mit mir nicht mehr so recht fort will, sagte die Mutter, und daß Riekchen (so heißt die älteste) es sich so sauer werden lassen muß: das geht mir nahe. Riekchen lächelte heiter, und die beiden jüngern Mädchen sagten: wir wachsen ja nun heran, liebe Mutter. Riekchen soll bald gute Tage haben: nicht wahr,

liebe Schwester? — Und meine Söhne! hob die Mutter, mit einem zärtlichen Blicke auf die beiden Knaben, wieder an: das ist es, das ist es! — „Wie machen Sie es denn mit denen?" fragte ich. — Ach, wie sollen wir es machen! — (Bemerken Sie, Frau Geheimeräthin, daß diese guten Menschen immer **wir** sagten, anstatt **ich**. Schon dieser Eine Zug beweist, denke ich, die Liebe, welche diese Familie verbindet.) Wie sollen wir es machen! Im Lesen hat Riekchen ihnen während der Feierstunden und des Sonntags Unterricht gegeben. Das ginge nun wohl. — „Sieh da!" sagte ich; „sind Sie so gelehrt, Mamsell, daß Sie unterrichten können?" — Lieber Gott! gelehrt! Es ist mir sauer genug geworden. Ich selbst mußte es erst halb wieder lernen. Aber sie in eine **gute** Schule zu schikken, sind wir zu arm; und von andern hat unser seliger Vater nie etwas gehalten. — Ich ließ die beiden Knaben in ihrem einzigen Buche, Gellerts Fabeln, lesen;

und sie lasen gut, so gut, daß ich es von Kindern nie besser gehört habe. „Aber wenn sie nun größer werden?“ fragte ich wieder. Die Mutter seufzte; Riekchen sah mich bedeutend, mit einem scheuen Augenwinke, an. Ich that, als ob ich sie nicht verstände, und fuhr fort: „denn wenn sie so aufwachsen, so ist zu befürchten, daß sie Taugenichte werden.“ — Ach, seufzte die Mutter; das ist meine einzige Sorge! Dabei hob sie die Hände ein wenig auf, und blickte an die Decke. Liebe Mutter, sagte Riekchen; Sie wissen ja, wie wir es machen. Sorgen Sie nur nicht! Es geht. — „Nun, wie machen Sie es denn?“ fragte ich lächelnd. — O Gott! die guten Seelen! sagte die Mutter, und sah die Kinder rings umher, mit Mutterblicken, segnend, belohnend, an. — (Frau Geheimeräthin, glauben Sie mir, ich stand mit Ehrfurcht vor dieser Mutter und ihren liebeflammenden Augen. Mir fielen die Worte ein: „wenn auch die Mutter ihres Kindes vergäße!“)

Die guten Seelen! sagte die Frau: da sitzen sie jede Nacht zwei Stunden länger; und was sie in denen verdienen, das sparen sie, damit ihre Brüder, wenn sie größer werden, in die Schule gehen können. Von Riekchen sage ich nichts; aber wenn die beiden Kleinen so mit dem Schlafe kämpfen, und sich, um munter zu bleiben, die Augen mit kaltem Wasser waschen; dann stehen mir meine oft voll Thränen. (Frau Geheimeräthin, Sie werden wohl glauben, daß auch m e i n e Augen nicht trocken blieben.) Ich mußte aufstehen. – Ei, liebe Mutter, sagte das kleinste Mädchen: thun wir es doch nicht umsonst! Wenn Karl und Fritz erst groß sind, dann haben wir es wieder gut. Und wir sind ja immer so lustig. Seitdem Riekchen gemerkt hat (so wendete sich das kleine Mädchen zu mir), daß wir Abends so müde werden, erzählt sie uns schöne Geschichten. Sie denkt sich das aus, sagt sie. — Ich wollte noch mehr wissen, und fing wieder an: „wie machen Sie es

aber, von Ihrer Arbeit Alles zu bestreiten? Wäsche zum Beispiel." — Riekchen wäscht. — „Kleidung?" — Riekchen macht uns die Kleider. (Ich muß Ihnen sagen, daß Alle sehr reinlich und anständig gekleidet waren.) Kurz, was ich auch fragen mochte, immer bekam ich zur Antwort: Riekchen. Ich ging endlich mit wahrer Ehrfurcht für diese Familie, und mit dem festen Entschlusse, sie in die meinige zu bringen."

O, ich kenne Sie, lieber Schlender! Sie gaben itzt Geld über Geld, zogen die Familie aus der Armuth hervor, hielten dem Mädchen Lehrer; und wenn nun die Bildung vollendet ist, dann . . . — Nicht übel, bester Schlender!

„Sie irren Sich. Ich ging nach acht Tagen wieder hin, und hatte die Tasche voll Bücher, Vorschriften, Federn, Pinsel und Zeichnungen. Den Knaben funkelten die Augen bei diesen Geschenken. — Den Mädchen brachte ich Nähnadeln, den feinsten

Zwirn, Nähkissen und Englische Scheeren mit. Wir wurden Freunde; und so drang ich nach und nach in das Innere dieser kleinen glücklichen Haushaltung, deren bewegende Feder Riekchen war. Sie ist alles: Lehrerin, Ernährerin, Gesellschafterin, Trösterin, Friedestifterin. Die Andern fühlen das, wenn sie es auch nicht deutlich denken; denn bei jeder Verlegenheit blikken Alle auf Riekchen. — Ich ließ die Wirthschaft gehen, wie sie ging."

Wie! Sie zogen diese armen Menschen nicht aus Ihrem Elende? Ungroßmüthiger Mann!

„Ich freue mich über Ihre Empfindung, Frau Schwester. Aber — wann habe ich ein Wort von Elend gesagt? Ich kenne in dem großen Berlin keine Familie, auf die das Glück alle Segnungen so reichlich ergösse, wie auf diese! . . . Freilich wurden einige kleine Aenderungen gemacht. Zum Beispiel, die Knaben gingen in eine Schule, und sind nun zum Er-

staunen fleißig. Und die Mädchen? denen gebe ich bald eine Haube, oder ein Paar Bänder, bald einige Ellen Kattun oder ein Stück Leinwand. Ich vermehre ihre Freuden; doch arbeiten müssen sie noch immer, und sie sollen auch arbeiten, bis mein Sohn und Rieckchen Hochzeit haben."

Die Geheimeräthin schüttelte den Kopf. Wie alt ist denn Ihr Rieckchen? Nach Ihrer Beschreibung bin ich der Familie herzlich gut. Wie alt .... —

„Achtzehn Jahr etwa."

Nun, so ließe sich vielleicht noch manches thun, wenn Sie in der That die Absicht haben, das Mädchen zu Ihrer Schwiegertochter zu machen. Sprach- und Tanzmeister. Es wird freilich schwer halten, ihr den gesellschaftlichen Ton zu geben, und beinahe fürchte ich, es ist schon zu spät, lieber Schlender. Ihr Sohn ... —

„Der will nun einmal durchaus eine Frau, die höchst gebildet ist. Nun wohl! etwa vier Wochen vorher, ehe sie auftritt,

gebe ich ihr die Politur, die ihr noch fehlt, und Ihnen ...." —

Vier Wochen? Lieber Schlender, Sie scherzen!

... und Ihnen, Frau Schwester, so nebenher die Lehre, daß ein Mädchen die gewöhnlich so genannte Bildung in vier Wochen bekommen kann, da Sie hingegen wohl nicht im Stande seyn sollen, aus unsern gebildetsten Damen in zehn Jahren ein Rieckchen zu machen."

Nun wohl! ich fodre Sie dazu auf, Herr Bruder! ... Wenn aber Ihr Sohn das Mädchen, troz allen diesen sehr guten Eigenschaften, dennoch nicht liebte?

„Davor bin ich nicht besorgt. So viel die jungen Leute auch von Bildung, Geist und hohen Naturen reden, so steckt bei ihnen doch nur Eitelkeit dahinter. Uebrigens werden ja zu dem Allen vier, höchstens acht Wochen Unterricht hinreichen. Rieckchen, mit ihrem Stuznäschen, sieht so klug aus, daß mir davor gar nicht bange ist."

Wenn

Wenn das nun auch wäre, und Ihr Sohn liebte das Mädchen doch nicht?

„Ei, zum Henker! so will ich ihn zwingen, es zu lieben. Solche idealische, excentrische, paradoxe, hochfliegende junge Herren, wie er, lassen sich am leichtesten fangen. Man körnt sie mit ihrer eigenen Eitelkeit, und da stecken sie im Netze. Für die Liebe lasse ich Riekchens Stutznäschen, und sein warmes Blut sorgen. Bildung, oder vielmehr, was man Französisch talens nennt — denn, sagen Sie, ob dieses Mädchen, das eine so gute Tochter, eine so zärtliche Schwester, und eine so verständige Hauswirthin ist, nicht eine höchst achtungswürdige, gebildete Person wäre, wenn sie auch stürbe, ohne je ein andres Buch gesehen zu haben, als Gellerts Fabeln? . . . Geschicklichkeiten also wird sie nach der Hochzeit erhalten, oder auch nie: das ist meines Sohnes Sache. Ich an seiner Stelle besönne mich, ob ich sie ihr verschaffte; es ist immer Gefahr dabei."

Mein Gott, wie sehr setzen Sie alle Bildung herab!

„Ich? Frau Schwester, niemand auf der Erde kann die Bildung des Menschen höher achten, als ich. — Riekchen hat ein fein fühlendes Herz, einen sehr richtigen Verstand, alle Kenntnisse, die ihre jetzige Lage fodert, und Anlagen genug, sich alle andren, die etwa eine andre Lage künftig von ihr fodern wird, zu erwerben. Ihr fehlen nur einige talens, die sie bekommen kann, sobald sie will. . . . Sie sprechen Französisch, Frau Schwester, und zwar besser, als tausend andre Frauenzimmer. Als Ihr Mann Sie kennen lernte, fand er das an Ihnen sehr liebenswürdig. Sagen Sie mir, hat er, nach dem Flitterjahre der Ehe, jemals wieder Französisch mit Ihnen gesprochen?"

Das wohl nicht. Wozu auch?

„Ganz recht. Für ihn könnten Sie die fremde Sprache entbehren; und für sich selbst dazu, denke ich. Denn — welche

Französische Bücher lesen Sie denn jetzt?" (Die Geheimeräthin erröthete.) — „Musik also. Ich weiß, Sie haben als Mädchen gespielt. Wenigstens erinnere ich mich, daß Ihr Mann entzückt davon war. Sie ließen die Musik liegen, weil Sie es darin nicht zu der Vollkommenheit gebracht hatten, die man erreichen muß, wenn ein geübtes Ohr wirklich Vergnügen daran finden soll. Das Zeichnen! Frau Schwester, zeichnen Sie noch?" —

Böser Mensch! Aber das Ganze, die Bildung, die der Verstand dadurch erhält, die Kenntnisse, die man selbst noch bei dem Manne geltend machen kann ... Oder glauben Sie, daß mein Mann sich auch daraus nichts mehr macht?

„Richtig! das ist es. Nur eigentliche Kenntnisse verlangt Ihr Mann gewiß nicht von Ihnen. Sie haben Geographie gelernt, Geschichte, Naturgeschichte, Physik. Aber zieht Ihr Mann Sie bei seiner Zeitungslektüre oder in irgend einem an-

dren Falle darüber zu Rathe? Das ist vorbei. Die jungen Herren, liebe Frau Schwester, disputirten mit Ihnen, um sich selbst interessant zu machen; Ihr Mann hat das nicht mehr nöthig. Und was bleibt nun übrig, das einer Frau noch brauchbar ist? Ein richtig gebildeter Verstand, die Kunst mit Anmuth zu unterhalten, und talens, in einem vorzüglichen Grade. — Das ganze Gebiet der Moral, der Menschenkenntniß und der schönen Künste steht dem Weibe offen; es soll unterhalten, nicht belehren wollen. Die eigentlichen ernsten Wissenschaften würde ich meiner Tochter verbieten; sie machen nur eitel und schwatzhaft, ohne Annehmlichkeit zu geben. Wenn Sie nur glaubten, wie übel sich ein Frauenzimmer bei einem verständigen Manne durch die großen Wörter empfiehlt, die heut zu Tage gäng und gebe sind! Für die Weiber gehören die Blumen der Wissenschaften. Sie sollen die Grazien seyn, welche die Musen bekränzen, aber nicht die

Musen selbst. Der Sklavenhändler im Orient läßt seine Mädchen für den Harem der Großen bilden ...“

Sie wollen doch nicht etwa ...?

„Behüte mich der Schutzgeist der Menschheit! des schönsten Theils der Menschheit! Aber doch etwas könnten wir von diesen Orientalen lernen: daß die Erziehung der Weiber den Zweck haben sollte, sie zu erheiternden Gesellschafterinnen der Männer zu bilden. Ein Mädchen, das in einem hohen Grade vollkommen vorlesen könnte, würde dem Manne bald die liebste, unentbehrlichste Gesellschaft seyn. Also, neben den nöthigen Geschicklichkeiten auch Vorlesen, Singen, Klavier- oder Harfespielen, doch alles vorzüglich. Und sollte das nicht auf funfzehn oder sechzehn Jahre hinreichen, und des Mannes Herz so lange fesseln, bis an die Stelle der Mutter ihre gleicherzogene Tochter träte? Jetzt treibt ein Mädchen das alles, weil es noch viele andre Dinge lernt, nur halb, zu keinem Zweck,

zu keines Menschen Vergnügen, zu weiter nichts, als um sich bis zum Traualtare hin einzubilden, sie sey doch höchst interessant, und um, wenn sie einmal vor diesem Altare gestanden hat, das langweiligste Geschöpf zu werden, und auch ihren Mann höchst langweilig zu finden, weil er lieber ein Buch liest, als sie über wissenschaftliche Gegenstände plaudern hört, über die sie doch nicht leicht etwas Kluges sagen wird."

Und Ihr Riekchen?

„. . . kann das alles noch nicht, ist aber erst achtzehn Jahr alt, und nicht an ewiges Umherschwärmen in Gesellschaften gewöhnt. Bei ihrem Fleiße wird sie in ein Paar Monaten viel lernen."

Sie sprechen so zuversichtlich davon, lieber Schlender, —

„Ja; weil ich meiner Sache gewiß bin. Riekchen erobert meinen Sohn: das sollen Sie sehen! Ich hoffe aber, daß Sie reinen Mund halten werden. Sie glauben doch, daß eine solche Frau meinen Sohn glücklich machen wird?"

Wenigstens nicht arm.

„Auch das ist schon viel! heut zu Tage recht viel! . . . Ich könnte Ihre Hülfe brauchen, liebe Frau Schwester; und dann sage ich Ihnen noch etwas. Doch habe ich Sie nicht nöthig, so erfahren Sie auch weiter nichts. Aber genug, Sie sollen zu rechter Zeit schon sehen, daß ein Mädchen wie Riekchen, eine bloße Nähterin, im Stande ist, einen so großen Mann, wie meinen Sohn, zu erobern. Was wetten Sie?"

Nun, Sie sollen vor Spott nicht sorgen: das sage ich Ihnen!

Die Sache war schon längst im Gange. Herr Schlender hatte Riekchen öfters von seinem Sohne erzählt, und dabei zuweilen Anspielungen auf eine Verbindung zwischen ihr und ihm gemacht. Anfangs bemerkte Riekchen das nicht; doch endlich erröthete sie bei solchen Aeußerungen. Sie

kannte den jungen Schlender sogar schon persönlich; denn sein Vater hatte ihr einige Male gesagt, daß er heute, um die und die Zeit, mit seinem Sohne bei ihrer Wohnung vorübergehen würde. Rieckchen stand dann richtig am Fenster, obgleich hinter ihrer Mutter versteckt, und widersprach wenigstens nicht, wenn diese das gute Gesicht, den schönen Wuchs und den edlen Anstand des jungen Mannes einmal über das andre lobte.

Herr Schlender errieth aus Rieckchens Erröthen, und erfuhr von der Mutter, daß sein Sohn ihr nicht mißfallen hatte; und nun sagte er ihr ganz offen seinen Wunsch, daß sie dessen Gattin werden möchte. Rieckchen gestand ihm zögernd und erröthend, daß sie nicht Nein sagen würde, wenn der junge Mann um ihre Hand bäte.

„Sieh, liebe Tochter," sagte nun Herr Schlender; „du hast alles, was zu einer braven Frau gehört: ein Herz, dessen ein

Engel sich nicht zu schämen hätte, einen Kopf, der auf dem rechten Flecke steht, und — was auch nicht zu verachten ist — eine hübsche Figur, ein angenehmes Gesicht, und ein Paar Augen, worin dein reines, unschuldiges Herz sich abbildet. Aber bei dem Allen fehlt dir doch eine Kleinigkeit, die heut zu Tage in der Welt recht viel bedeutet, und womit man sich erstaunlich viel weiß. Wie gesagt: eine armselige Kleinigkeit, mein Kind; ein bloßer Firniß, eine unechte Vergoldung, die man aufträgt, um den Leuten weis zu machen, das ganze Ding sey echtes Gold. Nun, wenn es dir Ernst ist, meinen Sohn nicht abzuweisen, so wirst du auch gern zugeben, daß ich dich so ein wenig überfirnisse."

Riekchen wußte nicht, was er meinte. Er erklärte sich etwas deutlicher. „Mein Sohn ist ein sehr guter Mensch, der, wenn er sich auf den Werth eines Mädchens verstände, gewiß keine andre Frau nähme, als dich, gutes Riekchen. Aber, wie junge

Leute, die in der Welt aufwuchsen, nun sind — da verlangt er von einem Mädchen, das er lieben soll, allerlei, was gar nicht nöthig ist, was er indeß für nöthig hält. Sieh, ein Mädchen nach seinem Sinne soll alles in der Welt kennen, von der Ceder an, bis zum Ysop, drei Sprachen verstehen oder gar sprechen, Meisterin in allen sieben freien Künsten seyn, Verse machen, tiefsinnig über das Ich und Nicht-Ich philosophiren, dabei Muth haben wie ein Mann, Kraft wie ein Irokese, und ausgelassen von Freiheitsschwindel, oder, wie die Herren das nennen, eine in sich selbst vollendete Natur seyn. Es soll Dinge mit einander verbinden, die schwer zu verbinden sind, Griechische Nacktheit z. B. mit Französischer Zierlichkeit; es soll alles mit kritischem Sinne bezweifeln, und wieder mit festem Herzen glauben; es soll sich selbst der Stoff seiner Bildung seyn, und das Eigenthum seines Herzens nicht ererben, sondern freithätig erringen."

Behüte Gott! sagte Riekchen; was ist das!

Schlender fuhr fort. „Du mußt deinen Geist auf unendlichen Stufen immer höher treiben; es darf für dich keinen Punkt des innern Handelns geben, den du nicht zu überfliegen im Stande wärest. Du mußt immerwährend für das Höchste kämpfen, dem Niedern entrinnen, und zum Ganzen streben."

O, mein Gott, lieber Herr Schlender! sagte Riekchen; und die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf.

Schlender redete weiter. „Wenn du das alles thust, Riekchen, so ist Seele, Kraft und Leben in deinen Handlungen; die Macht der Welt kann dich nicht beugen; du weisest jede Foderung, die dich in deinem Fluge aufhalten könnte, muthig zurück, bis du in deiner ursprünglichen Kraft, ein verklärter Genius, wieder in das heilige Land zurückschwebst! . . . Sieh, Riekchen, so mußt du seyn, wenn du meine Schwiegertochter werden willst!"

Ach, lieber Gott! sagte Riekchen, und schlug die Hände zusammen: woher sollte ich armes Mädchen das Alles nehmen? Ich habe es ja nicht einmal verstanden! Wenn Sie das von mir fodern, so ist es unmöglich, das sehe ich wohl.

„Liebes Kind," erwiederte Schlender lächelnd; „das alles bist du, hast du gethan, und thust du noch alle Tage, weißt und kannst du — bis auf die drei Sprachen, die sieben Künste, die Philosophie, und so weiter, wovon du aber in ein Paar Monaten das Nöthige schon noch lernen sollst. Wenn du nur erst, anstatt mit sanfter Bescheidenheit zu sagen: „ich bin ein gutes Mädchen!" in einer gebietenden Stellung und mit stolzer Miene sagen kannst: „mein Geist trägt die Allgewalt an der Stirn, mit der ich die irdischen Schranken vernichte und freier mir eigene Ufer breche;" dann bedarf es, um meines Sohnes Herz in lichterlohe Flammen zu setzen, nur noch ein wenig Mummerei, ein

Erscheinen und Verschwinden, ein geheimnißvolles Wesen, ein Helldunkel, worin du bald als eine Göttin strahlst, bald als ein Genius dämmerst, jetzt als Mädchen seufzest, dann als Königin herrschest."

Ich verstehe heute kein Wort von Ihnen, Herr Schlender, sagte Riekchen. Und ich eben so wenig, sagte die Mutter.

Herr Schlender erklärte Riekchen, daß sie eine ähnliche Sprache reden müsse, wenn sie mit seinem Sohne in Gesellschaft sey. „Sag einmal nach, Riekchen, was ich dir vorsage. Wenn er dich z. B. fragt, was dein Sinnen, deine Bestimmung sey; so antwortest du: „ich habe mich bemühet, meine Natur in sich selbst und durch sich selbst zu vollenden, mich mit dem Ganzen harmonisch zu machen." Sag' das nach, Riekchen."

Sie that es lachend, und setzte dann hinzu: ich glaube, Sie scherzen, Herr Schlender.

„Wahrhaftig nicht, liebes Kind. So

mußt du reden!" — Er sagte ihr wieder etwas von der Art vor.

„Aber wenn nun Ihr Herr Sohn fragte: was heißt denn das? was verstehen Sie darunter? dann wüßte ich ja nicht zu antworten, und stånde schamroth da!

„Das fragt er nicht, liebes Kind. Doch, den Fall einmal angenommen, so legtest du die drei vorderen Finger an die Stirn, ließest den kleinen über das Auge hangen, und sagtest: „wie kann ich etwas beschreiben, das Farbe und Ton flieht, das der Geist ist, der in uns lebt! Es ist das heiligste, obwohl unbegreiflichste Phänomen, in mir, um mich, durch mich." — Dann schweigt er gewiß, und fragt so etwas nicht wieder."

Aber, lieber Herr Schlender, heißt denn das wirklich etwas?

„Ja wohl, mein Kind! Der Mensch muß gut seyn, und über das Gute nachdenken, um zu w i s s e n, daß er es thut. Er muß jeden Tag besser zu werden su-

chen. Das wäre aber zu einfach, zu menschlich gesprochen; und da spricht man jetzt lieber solchen Klingklang."

Das lerne ich nimmermehr! sagte Riekchen ein wenig traurig.

„Du mußt nicht allein das lernen, sondern auch noch Französisch und Musik; die Gas-Arten, Botanik, und den Galvanismus nicht zu vergessen. Doch nur Geduld! in vier oder acht Wochen sollst du so gelehrt seyn, wie eine hier in Berlin. Darauf verlaß dich. Halte dich nur bereit. Morgen kommt ein Musikmeister; und noch heute schicke ich dir eine Guitarre und eine Harfe. Wir wollen sehen, welches Instrument dir am leichtesten wird. Aber fleißig mußt du seyn, Riekchen!"

Schlender hatte bei Riekchen noch manche Bedenklichkeit zu besiegen, ehe er sie dahin bringen konnte, ihm bei der Ausführung seines Planes zu helfen; doch ihre Dankbarkeit, und seine Versicherung, daß nur die feurigste Liebe seines Sohnes am

Ende den Ausschlag geben sollte, bewogen sie dazu. Die Schauspieler waren bereit, und die Bühne sollte eröffnet werden; doch der junge Schlender erwartete den Anfang des Stückes mit einem spöttischen Lächeln. Seine Tante, die Geheimeräthin, war nicht ganz verschwiegen: sie hatte ihm heute einen Wink gegeben, morgen wieder einen; und so war er hinter den Plan seines Vaters gekommen. Dieser merkte, daß sein Sohn etwas wußte; und das war ihm nur um so lieber. Er führte den Sohn ein Paarmal in eine Gesellschaft, und suchte ihn auf ein junges hübsches Mädchen aufmerksam zu machen. Der Sohn lächelte, unterredete sich mit dem Mädchen, und sagte hinterher: lieber Vater, ich finde das Mädchen recht hübsch, recht artig, recht bescheiden; auch mag es wohl recht tugendhaft und fleißig seyn; aber — es ist von Herzen langweilig.

Der Vater machte ein finstres Gesicht, und sagte: ich glaube, du wirst sie in der

Folge

Folge interessant finden. Als es einige Male so gegangen war, gab es unerwartet eine ganz neue Erscheinung. Der alte Kriegesrath Müller brachte ein fremdes junges Frauenzimmer, Mlle. Brockmann, mit in eine Gesellschaft, wo auch Schlender und seine Familie waren. Er, der schärfste Kritiker aller Weiber, raunte heute jedem ins Ohr: ein sehr interessantes Mädchen!

Die Damen musterten die neue Figur, und bewunderten ihren geschmackvollen Anzug, der ein wenig idealisch war, ohne deshalb Ballkleidung zu seyn. Die Fremde sprach wenig, und schien zuweilen sogar blöde und verlegen; doch ihr Blick war sprechend, und man trauete ihr bald zu, daß auch ihr Mund etwas sagen könnte, wenn sie nur wollte.

Müller erzählte dem alten Schlender, im Beiseyn des Sohnes, von der Fremden, und schloß mit den Worten: wenn ich je ein Mädchen gesehen habe, das mit der sanftesten Weiblichkeit die festeste Selbststän-

digkeit des Mannes verbindet, so ist es dieses.

„Lirum, larum!“ sagte Schlender. „Singen Sie auch in dem Tone, wie die jungen Leute? Selbstständigkeit!“

Auch Verstand, lieber Schlender, so von dem echten! Und bei Dieser wollte ich darauf schwören, daß ihre Empfindsamkeit keine Kunst ist, sondern die Flamme einer brennenden Seele. Sie kennen mich ja, und wissen, daß ich erst sehen muß, ehe ich glaube.

Der alte Schlender lächelte spöttisch, und schüttelte den Kopf. — Ei, der Teufel mit Ihrem Unglauben! sagte Müller heftig. — Jetzt näherte sich die Fremde, und Müller zog sie in ein Gespräch mit sich und seinem alten Freunde. Sie führte einen Theil der Unterredung mit unbeschreiblichem Witze und Feuer; doch zeigte sich mitten unter dem raschen, frohen Witze zuweilen eine hohe Bewegung des Herzens, deren sie aber schon in demselben Augen-

blicke wieder Herr wurde. Der alte Schlender legte ihr allerlei Fallstricke; doch sie verwickelte sich in keinen.

„Nun ja," sagte Schlender nachher; „ich muß gestehen, die geht an."

Geht an? sagte Müller eifrig; geht nur an? Ich weiß wohl, Sie lieben den pedantischen Anstrich der Gelehrsamkeit an dem weiblichen Geschlechte so wenig, wie ich selbst; das muß uns aber nicht ungerecht machen. Dies Mädchen . . .

. . . würde besser gethan haben, fiel der junge Schlender ein, wenn es gar nichts gesagt hätte; denn mein Vater hält den Geist für ein Privilegium unsers Geschlechtes. . . . Bei Ihnen wohnt die Fremde, Herr Kriegesrath?

Das nun nicht, sagte Müller; auch hat es mit ihr eine eigene Bewandniß. Sie liebt die Gesellschaften nicht, weil ihr, äußert sie selbst, fast keine witzig oder toll genug ist. Aber an Kinder hängt sie sich mit unbeschreiblicher Innigkeit. In den

Kindern findet sie, wie sie sagt, das schöne, vollendete, unentweihte Bild der Natur wieder: ein helles Auge, ein lauteres Herz, das noch nicht das Spiel der Laune, der Eigenliebe, des Zufalls und der Sinnlichkeit ist; die reine, verständliche Schrift der Natur, die fast bei allen Erwachsenen zu dunkeln, unsichern Hieroglyphen wird.

„Da haben Sie's!" sagte der alte Schlender; „pure Faselei, närrische Empfindsamkeit! Vor zwanzig Jahren schwärmten wir mit Mond und Sternen, jetzt mit Glauben, Philosophie und Humanität. Alles aus Einem Teige gebacken! Pah! wenn es weiter nichts ist!"

Ich wünschte, Sie sähen das Mädchen einmal mit den magischen, bezaubernden Blicken, mit der himmlischen Freude in ihren Augen, mit dem laut schlagenden Herzen; ich wünschte, Sie hörten es einmal mit einem Kinde sprechen: dann würden Sie anders reden!"

Der alte Schlender brach ab, und die

Fremde verließ nach einiger Zeit, in Müllers Begleitung, die Gesellschaft. Die Geheimeräthin, der man sie vorgestellt hatte, war ganz von ihr bezaubert; und nun konnte ihr der Beifall aller Uebrigen nicht fehlen. Ein höchst interessantes Geschöpf! sagte man; und es wurde beschlossen, den Kriegsrath Müller um nähere Bekanntschaft mit ihr zu bitten.

Die Fremde war keine andre als Riekchen. Schlender, der alle Jahre eine Reise über Braunschweig nach Hamburg machte, hatte dieses Mal Riekchen mitgenommen; denn er sah ein, daß sie erst auf einem andern Theater die Dreistigkeit bekommen müßte, die sie zu ihrer Rolle brauchte. Nebenher lernte Riekchen unter seiner Anleitung die Armseligkeit kennen, die so oft nur von dem Modeton der Gesellschaften, von nachgebeteten Complimenten und dreistem Geschwätze bedeckt wird. Sie sah Schauspiele, Gemähldesammlungen, Statüen, Gärten, schöne Gegenden, und hörte

dabei die gangbarsten Kunstwörter. Schlender führte sie überall als eine nahe Verwandte in große Gesellschaften, und gab ihr Gelegenheiten, mit ihren ganz neuen Kenntnissen zu glänzen. Zuweilen wußte er ihr sogar Bewunderung zu verschaffen, und so kam sie, gehörig zu ihrer Rolle vorbereitet, wieder nach Berlin zurück.

Sie spielte auf der Guitarre sehr gut das Akkompagnement zweier Melodieen, die auf mehrere Lieder paßten, um sie im Nothfalle wieder als etwas Neues geben zu können. So weit war sie in einem Monate durch täglichen Unterricht und angestrengten Fleiß gekommen. Ferner hatte sie mit ihrer Schwester ein Französisches und ein Englisches Gespräch auswendig gelernt, und Beide konnten es sehr fertig halten. Außerdem kannte sie die meisten hohen Modewörter, und wußte zuletzt sogar über Dinge, von denen sie nichts verstand, mit einer solchen Innigkeit zu reden, daß Schlender selbst zuweilen beinahe an ihr irre wurde.

Als Schlender mit ihr wieder in Berlin war, übergab er sie seinem alten vertrauten Freunde, dem Kriegesrath Müller, daß der sie in Gesellschaft bringen sollte. Der Sohn hatte sie doch nun bemerkt; und mehr wollte der Vater fürs erste nicht. Sie besuchte ein Paar Tage nachher die Geheimeräthin; und da sie den Charakter, so wie die Lieblingsideen dieser Frau durch den alten Schlender kannte, und von ihm gehörig unterrichtet war, so mußte sie sich ganz unfehlbar neuen Beifall erwerben. Die Geheimeräthin, die sonst ihr Lob ganz und gar nicht verschwendete, konnte nicht aufhören, von dem bezaubernden, lieblichen Mädchen zu reden, das mit einer so unbeschreiblichen Wärme des Herzens so viele ruhige Besonnenheit des Kopfes verbände.

Schon lange wünschte der junge Schlender, das Mädchen, von dem er so viel hörte, wiederzusehen; allein sie hatte Berlin verlassen, um — sagte Herr Müller — im Frühlinge ungestört der schönen Natur zu

genießen. Wo ist sie denn? fragte der junge Schlender. Müller wurde verlegen, und gestand endlich, freilich mit Zögern, sie hätte auch ihm ihren Aufenthalt verschwiegen. Ein wenig originell ist das, setzte er hinzu —

„Ein wenig närrisch," sagte der alte Schlender, „wenn Sie's nicht übel nehmen wollen!"

Freilich wohl; aber lesen Sie. Er zog einen Brief hervor, den Riekchen ihm geschrieben hatte, und der ein Meisterstück von hoher Schwärmerei war. Schlender schüttelte beim Lesen den Kopf, und gerieth dann mit Müllern über den Brief in Streit. Der junge Schlender sollte entscheiden. Er las den Brief, fand ihn vortrefflich, und hatte nun das Bild der schönen, erhabenen Seele, die ihn geschrieben hatte, tief im Herzen.

Auf eine sehr natürliche Veranlassung, einen Prozeß über ein Grundstück, mußten die beiden Schlender, Vater und Sohn,

einige Tage nachher eine Fahrt nach einem, etwa anderthalb Meilen entlegenen, Dorfe machen, und traten da bei dem jungen Prediger, einem Freunde des Sohnes, ab. Spät am Abend gingen die beiden Freunde in den Garten, der dicht an einen andren gränzte. Der junge Schlender wurde aufmerksam bei den Tönen einer Guitarre, die jemand in der Laube des Nachbars spielte, und hörte nun lauschend eine sehr angenehme Stimme zu dem Instrument ein Lied singen, das die Ruhe eines in der Welt verlassenen und durch die Einsamkeit beglückten Herzens ausdrückte. „Wer ist das?" fragte er; und der Prediger antwortete: ein junges Frauenzimmer, ich glaube, aus Berlin, das bei meinem Nachbar ein Zimmer gemiethet hat und hier den Frühling zubringen will. Es muß ein gutes Mädchen seyn; alle Leute im Hause loben sie. Ich kenne sie übrigens nicht; sie scheint auch keinen Umgang haben zu wollen. Ihre Gesellschaft ist ein junges

vierzehnjähriges Mädchen, und eine schon etwas ältliche Frau.

Schlender blieb ganz ruhig, ob ihm gleich die Stimme des Mädchens, und, noch mehr, die Worte ihres Liedes gefallen hatten. Doch am folgenden Morgen sah er seine Nachbarin, und es war — Mamsell Brockmann. Sie ging mit einem jungen Mädchen im Garten auf und nieder, und Beide waren dabei mit Stricken beschäftigt. Endlich setzten sie sich in die Laube, die an den Garten des Predigers stieß. Der junge Schlender konnte seiner Neugierde nicht widerstehen, näherte sich ihnen leise, trat an die dichte Hecke, welche beide Gärten von einander trennte, und hörte nun ein Gespräch in dem besten Französisch, auch in einem recht guten Dialekte: ein Gespräch, das eben so viel Geist, als edle, erhabne Gesinnungen verrieth. Die beiden Mädchen standen endlich auf, und Schlender sah ihnen mit großer Hochachtung nach, als sie den Gang hin-

unter gingen. Jetzt bemerkte er, daß Mlle. Brockmann sehr schön gewachsen war; und als sie den Gang wieder herauf kam, fand er auch ihr Gesicht weit schöner, als er es in der Gesellschaft bei seiner Tante gefunden hatte. Er bedauerte, daß sie nicht länger im Garten blieb, und wünschte, daß er sie bald wiedersehen möchte.

Der Vater wollte nach Berlin zurück; der Sohn hatte aber einen Vorwand, noch einige Tage oder Wochen auf dem Dorfe zu bleiben, und jener ließ es sich, obgleich nicht recht gern, gefallen. Kaum hatte der Vater sich in den Wagen gesetzt, so war der Sohn schon wieder im Garten. Glücklicher Weise ging Mlle. Brockmann zur Hinterthür hinaus, die in das Feld führte; nun mußte er ihr nothwendig folgen und sie anreden. Riekchen freuete sich, ihn hier zu finden, nahm seinen Arm (wie es schien, mit Vergnügen), und sagte ihm unverhohlen, daß sie ihn gern wiedersähe. — Sie spielte aus Dankbarkeit die Rolle, welche

der alte Schlender ihr vorgeschrieben hatte; doch war sie fest entschlossen, sie bald wieder aufzugeben: denn je mehr sie nachdachte, desto stärker wurde sie überzeugt, daß sie keinen Mann — am wenigsten in der Absicht, seine Gattin zu werden — betriegen dürfte. Ihr Entschluß, die Täuschung nicht lange dauern zu lassen und nie die Gattin des jungen Schlender zu werden, gab ihr nun die Unbefangenheit, die sie sonst nicht gehabt haben würde.

Schlender war entzückt von Riekchens Geiste. Beide trieben sich in den dunkeln Formeln einer philosophischen Empfindsamkeit umher, und redeten gar viel über die innere Vollendung, über die Unabhängigkeit des Geistes von den Sinnen, über des Menschen harmonische Zubildung zur Natur, und mehr dergleichen. Da aber der alte Schlender Riekchen diese Zauberformeln hatte in verständliches Deutsch übersetzen müssen, damit sie keine Blößen gäbe, so kam sie zuweilen aus dem Ton, und sagte

ganz kunstlos, was sie fühlte. Schlender würde das bei einem andern Mädchen nicht bemerkt haben; doch bei diesem schien ihm ein so einfaches Aussprechen der Wahrheit die schönste, erhabenste Seite des Geistes, und er verließ Mlle. Brockmann endlich mit der höchsten Bewunderung. Riekchen, der die seltsamen Worte Anfangs so lächerlich gewesen waren, fand sich jetzt sogar dadurch gerührt, ohne begreifen zu können, wie das zuginge.

Sobald es schicklich war, — und hier auf dem Lande war es zu jeder Tageszeit schicklich — sahen Beide sich wieder. Riekchens Sprache ging immer mehr in die natürliche, wahre über, und auch Schlender stimmte seinen Ton zu dem Einfachen herunter. Ihre Gespräche verloren nun den hohen Schwulst; dafür kamen aber ihre Herzen in eine hohe Bewegung. Riekchen hatte itzt ganz neue Gefühle, und in dem Augenblicke wurde ihr die Rolle, welche sie übernommen hatte, höchst lästig. Das

machte sie blöde und ängstlich. Nun wollte sie ihrem neuen Freunde gern sagen, daß sie gar nicht die hohe Bildung hätte, die er ihr zutrauete, und zitterte doch, ihm diese Vorstellung zu nehmen, da er sie vielleicht nur darum achtete.

Schlender, der ihre Aengstlichkeit bemerkte, legte sie, wie jeder junge Mann in einem solchen Falle, zu seinem Vortheil aus, und nach acht Tagen gestand er ihr zitternd seine Liebe. Dies Geständniß gab Rieckchen ihre ganze Entschlossenheit wieder, und zugleich das Gefühl ihres eigenen Werthes. Mit einer Hoheit, die der alte Schlender gewiß für die höchste Kunst erklärt haben würde, die aber nur die Folge ihrer Empfindungen war, sagte sie ihm: „lassen Sie uns davon auf ewig schweigen."

Auf ewig? rief er, mit allen Zeichen des Schreckens im Gesichte. Rieckchen fühlte jetzt die Leiden einer unglücklichen Liebe, und hatte Thränen in den Augen. Schlen-

der bemerkte das, und nach einigen Minuten hatte er sich wieder gefaßt. Mit Ihnen, meine Theure, sagte er, kann ich ganz aufrichtig seyn. Vertrauen wird Ihre edle Seele nicht beleidigen; Sie erheben sich ja über die kleinlichen Rücksichten, welche die Sitte der Alltagsmenschen auch der höheren, freien, ungefesselten Natur vorschreiben will. Es schien mir, als spräche in den zarten Bewegungen Ihrer Seele Wohlwollen für mich. Mein Wunsch, meine Hoffnung, und mein Bewußtseyn, daß ich ein Herz, wie das Ihrige, wenn auch nicht zu verdienen, doch zu ehren fähig bin, ließen mich da Liebe sehen, wo vielleicht nur Freundschaft, und auch die kaum, war. . . . Ich muß Ihnen mein ganzes Herz eröffnen! Die Thränen in Ihren Augen, Ihr ängstliches Bestreben, sich von mir los zu reißen, sind vielleicht für mich . . . Wenigstens werden Sie mir Ihr Mitleiden nicht versagen, wenn ich mich auch in meinen Hoffnungen täuschte. Und so er-

lauben Sie mir die Frage, meine Theuerste: sind Sie noch frei?

Schlender mußte seine Frage dreimal wiederholen. Riekchen wendete sich ängstlich nach allen Seiten, wollte antworten: meine Hand ist schon versprochen; und sagte dennoch unwillkührlich: „ja, ich bin frei! Aber," setzte sie hinzu, „es ist unmöglich, Herr Schlender!"

Unmöglich? und Sie sind noch frei? Ich bitte, seyn Sie aufrichtig! Sollte ich mich denn so ganz, so schrecklich geirrt haben? Empfänden Sie auch nicht einmal Mitleiden mit mir? — Er wiederholte diese und ähnliche Fragen so oft und so rührend, daß er ihr endlich das Geständniß abzwang: er sey ihr nicht gleichgültig. „Und nun, Herr Schlender," setzte sie aber sogleich mit Entschlossenheit hinzu: — „nun keine Frage mehr! Es ist unmöglich, daß ich Ihnen je meine Hand gebe; ein hartes Schicksal trennt uns auf ewig."

Schlender bedeckte ihre Hand mit Küssen,

sen, und sagte in zitternder Freude: da ich Ihr Herz habe, so bin ich glücklich, und fürchte kein Schicksal mehr. Und, meine Geliebte, wenn Muth, Entschlossenheit, Reichthum, unverdroßne Ausdauer, ja selbst Entfernung von meinem Vaterlande, und eine Flucht in die tiefste Einöde die Schwierigkeit heben könnten ... — O, reden Sie! was kann Sie hindern, mir Ihre Hand zu geben?

Riekchen wurde immer ängstlicher; denn so fest sie auch entschlossen war, seine Gattin nicht zu werden, so wünschte sie doch, seine Achtung zu behalten, und die Erinnerung an seine Liebe sollte ihr von nun an die trübe Einsamkeit erheitern. Daß sie ihn betrogen hatte, konnte sie ihm also unmöglich gestehen; da er aber mit immer größerer Gewalt in sie drang, daß sie ihm das Hinderniß seines Glückes nennen sollte, so mußte sie endlich doch etwas sagen, und — sagte das Allerunschicklichste: „ich bin arm! sehr arm!" — Schlender stutzte

bei dieser Antwort; er hätte jede andre eher erwartet, als diese. Wie? sagte er, mit einem starren Blick auf sie. Doch nein! das können Sie nimmermehr für ein so großes Hinderniß halten, oder Sie müßten mich gar nicht achten. Auch ist es nicht einmal so. Sie sind ja reich, unschätzbar reich, an Vorzügen des Geistes und Herzens.

„Ich bin ärmer, als Sie glauben!" sagte Riekchen seufzend, weil sie fühlte, daß sie doch zu einer Art von Geständnisse genöthigt seyn würde.

Schlender machte einen Scherz aus dieser Aeußerung. Riekchen aber sagte sehr ernst: „gewiß, ich bin arm; ich sollte nur reich scheinen! Doch, ich darf nicht reden!"

Er verstand nicht, was sie sagen wollte. Seine Leidenschaft ließ ihn aber sogleich alles Andre vergessen. Er warf sich der Geliebten zu Füßen, und beschwor sie, ihn glücklich zu machen. Seine so wahre, innige Zärtlichkeit besiegte auf einige Minu-

ten ihren Entschluß; sie sank in seine Arme, dachte nicht länger an ihren Vorsatz, und gestand ihm mit Thränen ihre Liebe. Er rief: o, ich Glücklicher! nun bist du mein! ewig mein! Dieser Ausruf weckte Riekchen aus ihrem süßen Vergessen; sie riß sich, bleich wie eine Sterbende, aus seinen Armen, und sagte ihm schmerzlich: „es ist unmöglich! Leben Sie wohl!" Er hielt sie, und es gelang ihm, sie aus dem Garten in das Feld zu führen, wo gerade mehrere Menschen waren. Jetzt wurde sie ruhiger, und bekam auch ihre Entschlossenheit wieder. „Nun denn," sagte sie, als er nicht aufhörte in sie zu dringen: — „so muß ich! . . . Sie lieben mich, Herr Schlender, weil Sie glauben, daß ich Ihrem Ideale von einer Geliebten ähnlich bin."

Ja, weil Sie das Ideal der weiblichen Größe, der weiblichen Güte sind.

„Ach, — ich bin ein armes, unwissendes Mädchen! So viel ich auch über Mu-

sik gesprochen habe: ich kann nur zwei Arien auf der Guitarre spielen; ich verstehe kein Französisch; ich bin . . ."

Ich habe Sie Französisch sprechen hören, unterbrach sie Schlender, mit einigem Unwillen über die neue Ausflucht, welche sie suchte. Doch, wenn das auch so wäre — muß ich nicht Ihren hohen Geist bewundern?

„O, soll ich denn vor Beschämung sterben? . . . Das Französische Gespräch habe ich auswendig gelernt, ohne es ganz zu verstehen. Selbst die hohen Worte und Redensarten, die Ihnen so zu gefallen scheinen, hatte ich vor acht oder neun Wochen noch nie in meinem Leben gehört, und mußte sie mir erst erklären lassen. Ich bin weiter nichts, als ein stilles, einfaches Mädchen, aber gewiß die Freude meiner guten Mutter, der ich bis vor einigen Monaten durch fleißige Arbeit ihre Noth erleichterte. Und nun — ich bitte Sie dringend — fragen Sie nichts mehr, und las-

sen Sie mich wieder in die Einsamkeit zurückgehen, in der ich immer hätte bleiben sollen, und gern geblieben wäre."

Schlender begriff noch immer nichts von Allem, was sie sagte, und gerieth sogar auf den Gedanken, ob er nicht einer listigen Buhlerin in die Hände gefallen sey, die endlich Reue empfinde. Doch so wie er nur wieder einen Blick auf Riekchens Gesicht voll himmlischer Unschuld warf, schämte er sich, daß er nur eine Sekunde hatte zweifeln können. Er sagte in dem unverkennbaren Tone der Zärtlichkeit: wenn Sie denn auch nicht Französisch sprechen, und nicht eigentlich musikalisch sind: Ihr schönes, edles Vertrauen, die Offenheit, mit der Sie eine unwillkührliche Täuschung zerstören, macht meine Liebe nur noch inniger.

„O Gott! keine unwillkührliche Täuschung! Ich wollte Sie täuschen."

Sie werden mir immer unbegreiflicher ... Ich fange an zu glauben, daß Sie

mich jetzt täuschen wollen. Aber weshalb? wozu? Lösen Sie mir endlich das Räthsel; ich bitte Sie dringend.

„Ich wollte Sie täuschen; darum kam ich mit dem Herrn Kriegesrath Müller in die Gesellschaft.“

Und wollte auch der mich täuschen? Oder haben Sie auch den getäuscht? Wie wäre das möglich gewesen! Und wozu? was hätte Ihre Absicht seyn können? Das werde ich Ihnen nimmermehr glauben.

Riekchen mußte ihm mehr gestehen, und durfte doch seinen Vater nicht in's Spiel bringen. In der betäubendsten Angst sagte sie endlich: „ja, ich wollte Sie — betriegen. Das ist das rechte Wort! Doch warum und wozu: das werden Sie nie erfahren. Ich bin bestraft. Und nun lassen Sie mich!“

Sie lassen? Nein, nicht eher, als bis ich alles weiß. Oder — nun wohl! der Kriegesrath Müller! der soll mir Rede und Antwort geben!

Riekchen erschrak, und sagte dann in dem Tone des dringendsten Bittens: „einem Mädchen, das Sie betriegen wollte, sind Sie freilich nichts schuldig; aber doch einer Unglücklichen Mitleiden. Um des Himmels willen, sagen Sie dem Kriegesrath Müller nicht, was unter uns vorgefallen ist! Ich wäre sonst vielleicht Schuld an einem Mißverständnisse, das mich noch unglücklicher machen würde."

Auf einmal hatte Schlender Licht. Sie heißen Hohleben? fragte er. (Riekchen erblaßte.) Nun weiß ich alles!

„Nein, ich heiße nicht Hohleben, Herr Schlender; meine Mutter hieß ... O Gott! wie unglücklich kann ich noch werden!"

Ja, es ist richtig! Mein Vater ... Sie haben die Rolle, die er Ihnen gegeben hat, nur allzu gut gespielt; und jetzt, da ich Sie liebe, jetzt stoßen Sie mein Herz zurück!

Um Gottes willen! jammerte Riekchen, und ergriff seine Hände. O, ich Unglück-

liche! sollen der beste Vater und sein edler Sohn sich über mich entzweien? . . . Wenn Sie doch wüßten, wie zärtlich Ihr Vater Sie liebt! Er hat mich wohl hundertmal gewarnt, ja recht vorsichtig zu seyn, damit Sie seinen Plan nicht erriethen. Denn sonst würde mein Sohn mich hassen, sagte er; und dann wäre ich der unglücklichste Vater!"

Schlender hatte Zeichen des Unwillens im Gesichte, und endlich sagte er zu Riekchen, mit auffallender Kälte: Wollen Sie so gütig seyn, mir alles zu erzählen, Umstand für Umstand, ohne das Mindeste zu verschweigen?

Riekchen sah ein, daß sie jetzt nichts Besseres thun konnte. Sie sagte ihm also, wie sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern gelebt; daß sein Vater sie besucht, und endlich den Einfall gehabt hätte, seinen Sohn . . . —

Seinen Sohn zu äffen, fiel er bitter ein.

„Nein, Herr Schlender,“ sagte Rieckchen; „er hatte gewiß nur die Absicht, ein armes Mädchen, das er allzu gütig liebte, glücklich zu machen und es in seine Familie zu bringen.“

Schlender warf einen durchdringenden Blick auf sie, und setzte sie durch neue Fragen in große Verlegenheit. Sie wickelte sich aus einer heraus, um sogleich wieder in eine andre zu gerathen. Als sie endlich sagte, daß sie ihn schon im vorigen Winter gesehen hätte, wollte er immer mehr wissen; und, so roth sie auch Einmal über das andre wurde, mußte sie am Ende doch gestehen, daß der Gedanke, sie lerne für ihn Musik und Französisch, ihren Fleiß sehr befördert habe. Sie erwähnte nun auch ihren Vorsatz, nie seine Gattin zu werden und die Täuschung bald wieder aufhören zu lassen. Jetzt drang Schlender noch einmal in sie, ihm zu sagen, ob sie ihn wirklich liebe; und am Ende mußte sie ihm die geheimsten Empfindungen ihres jugend-

lichen Herzens, die zartesten Gefühle ihrer Liebe gestehen.

Anfangs hatte er mit finstren Mienen zugehört; doch allmählich wurde sein Auge heiterer. Als Riekchen ihm endlich mit holdem Erröthen Alles gesagt hatte, was er zu wissen verlangte, faßte er sie auf einmal in seine Arme, drückte seinen Mund auf ihre jetzt blassen Lippen, und betheuerte ihr, sie ewig lieben zu wollen. Sie sank im Uebermaß ihrer Freude halb ohnmächtig in seine Arme. Als sie sich wieder erholt hatte, besiegte er alle ihre Zweifel, und sagte in frohem Entzücken: hatte denn mein Vater nicht Recht, mein edles Mädchen? Würde denn die Tugend, die ich jetzt an dir verehre und liebe, den Weg zu meinem Herzen gefunden haben, wenn du mich nicht auf sein Verlangen getäuscht hättest? Ich war wirklich der Thor, für den mein Vater mich hielt; und er wollte mich dadurch heilen, daß er mir das schönste Glück des Lebens verschaffte. Du hast

ja alle die Tugenden in der That, die ich so thöricht in Worten suchte. Und, — o wie edel! — du brachtest dein liebendes Herz der Tugend zum Opfer!

Endlich überzeugte er Riekchen, daß er sie auch als ein kunstloses, einfaches, unschuldiges Mädchen liebe, und daß sie jetzt kein Bedenken mehr tragen dürfe, ihm ihre Hand zu geben. „O," sagte sie; „wie gut ist alles abgegangen! Was wird Ihr Vater sagen, und wie wird er sich freuen, daß ich so glücklich werde!"

Mein Vater, sagte Schlender lächelnd, wird über mich lachen, liebste Friederike; doch den Triumph, den er sich verspricht, will ich ihm vereiteln. Sag mir, weiß der Prediger etwas von seinem Plane?

„Nein; ich glaube es wenigstens nicht."

Nun denn, Liebe, du hast mich getäuscht; jetzt mußt du auch meinen Vater täuschen.

„O, ich bitte, lassen Sie das die einzige Täuschung in meinem Leben seyn! Sie

liegt noch immer schwer auf meinem Herzen."

Schlender bat sie zärtlich, und stellte ihr vor, daß ja sein Vater höchst angenehm getäuscht werden sollte. Riekchen mußte endlich seine Bitte — die erste, die der Geliebte an sie that — bewilligen.

Er sann eine Weile nach; dann führte er sie zu dem Prediger, und hob ganz ernsthaft an: mit diesem liebenswürdigen Mädchen — Mademoiselle, ich weiß in der That Ihren Nahmen noch nicht —

„Brockmann," sagte Riekchen erröthend.

Also mit Mamsell Friederike Brockmann habe ich mich heute verlobt, und sie ist meine Braut. Ich würde dich bitten, lieber Freund, uns auf der Stelle zu trauen, wenn wir nicht im Preußischen lebten. Aber kennst du nicht einen Prediger an der Gränze, der sich wohl dazu verstände?

Der Prediger erschrak; doch Schlender verwandelte durch eine ganz einfache Erzählung

zählung sein Schrecken in ein lautes Lachen. Als Riekchen dann sogar die Briefe zum Vorschein brachte, worin ihr der alte Schlender ihr Betragen vorgeschrieben hatte, und worin er sie seine liebe künftige Schwiegertochter nannte; sagte der Prediger heiter: bei diesen Umständen will ich dich selbst trauen; denn hier bin ich wohl vor Verantwortung sicher.

Nun bekam denn Riekchen ihre neue Rolle. Sie mußte dem alten Schlender schreiben: zwar bezeige sein Sohn ihr Achtung, und scheine gern in ihrer Gesellschaft zu seyn; doch von Liebe könne sie nichts an ihm bemerken.

Schlender ging endlich nach Berlin zurück, ritt oder fuhr aber unter den seltsamsten Vorwänden sehr oft zu dem Prediger. Der Vater zweifelte nun gar nicht mehr an dem Gelingen seines Planes, obgleich Riekchen ihm nichts von weiteren Fortschritten sagte. Er fuhr selbst einmal wieder ganz heimlich nach dem Dorfe, sah

seinen Sohn mit Riekchen gehen, und hörte nun, daß die beiden jungen Leute fast immer bei einander wären. Jetzt war er seiner Sache vollkommen gewiß, und fuhr lächelnd — eben so geheim, wie er gekommen war — wieder nach Hause.

Die Geheimeräthin fragte ihn am folgenden Tage: nun Herr Bruder? wie steht es denn mit Ihrem Sohne? „Recht gut!" antwortete er lachend: „Sie sollen bald etwas Neues hören." Die Geheimeräthin lachte noch lauter, als er, und sagte: ich glaube, Sie werden bald etwas ganz Neues hören. (Der Neffe hatte nehmlich seiner Tante, freilich nur mit halben Worten, anvertrauet: er schätze Mamsell Brockmann sehr hoch; sie möchte aber ja davon schweigen, weil sein Vater, wie sie wohl wissen werde, andere Absichten mit ihm habe.) Der alte Schlender lachte seiner Schwägerin wieder ins Gesicht; und diese sagte ihm nun, ein wenig empfindlich: ich weiß ganz bestimmt, daß Ihr Sohn ein

sehr gebildetes Mädchen — entweder schon liebt, oder doch nahe daran ist, es zu lieben.

Er hörte nicht auf zu lachen, und nun bot sie ihm eine Wette an, daß der Sohn seinen ganzen Plan vereiteln werde. „Ich gehe die Wette ein," erwiederte er, und wollte nun dem Spiel sogleich ein Ende machen.

Er ließ seinen Sohn rufen, und sagte: „höre, deine Tante und ich, wir haben über ein Geheimniß gewettet, das jeder von uns hat; und du sollst unsre Wette entscheiden." — Hm! erwiederte der Sohn ernsthaft; also zwei Geheimnisse! Das trifft sich ja recht glücklich! Ich kann das dritte dazu thun. Und Ihre Wette? Ehe ich sie entscheide, will ich mit Ihnen Beiden wetten, so hoch Sie wollen: erstlich, daß ich Ihre Geheimnisse weiß; zweitens, daß Sie das meinige nicht errathen; drittens, daß Sie Beide Ihre Wette verloren,

und, was das Seltsamste ist, auch gewonnen haben.

Er sagte das so ernsthaft, daß sein Vater ihn rathend, und ein wenig verlegen, ansah. Die Tante lachte, ob sie gleich nicht wußte, was er meinte.

Beide nahmen seine Wette an, weil er sich nicht eher zur Entscheidung der ihrigen verstehen wollte. Nun foderte er von seinem Vater und seiner Tante ihre Einwilligung zu der Heirath einer Nichte, die einen jungen braven Mann liebte, gegen den aber Oheim und Tante Vorurtheile hatten. Der Alte glaubte nichts zu wagen, wenn er den Vorschlag annähme; „denn,“ sagte er, „es müßte doch seltsam zugehn, wenn ich meine Wette mit Ihnen, Frau Schwester, verlieren und auch gewinnen sollte! . . . Also mein Geheimniß, Herr Sohn; damit fängst du an.“

Sie lernten die Tochter eines alten Freundes kennen, ein gutes, häusliches

Mädchen, und nahmen Sich vor, es dahin zu bringen, daß ich sie heirathete.

„Das hat dir die Tante gesagt. Aber weiter, guter Freund; denn das ist am Ende Alles, was du weißt."

Der Sohn fuhr trocken fort: Sie gaben dem Mädchen in der Geschwindigkeit eine Art von Bildung, ließen es eine Unterredung in Französischer Sprache auswendig lernen, ferner ein Paar Lieder auf der Guitarre, und einige schöne Worte, die mich aufmerksam machen sollten. Das Mädchen wohnt seit einiger Zeit in eben dem Dorfe, wo Sie vor ein Paar Monaten mit mir waren. Weiß ich Ihr Geheimniß, lieber Vater?

Der Alte war verdrießlich, daß er seinem Sohne gar nicht ansehen konnte, was er dazu dächte. Die Geheimeräthin lachte ganz laut. „Nun, Herr Sohn, wie denn weiter?" sagte der Vater sehr verlegen.

Der Sohn fuhr mit großer Ruhe fort:

in der That, Sie hätten für diese Rolle wenigstens ein Mädchen abrichten müssen, das etwas listiger gewesen wäre! — Und nun zu Ihrem Geheimniß, liebe Tante. Sie wissen, daß ich ein Mädchen sehr hoch schätze, welches in der That von Seiten des Charakters die größte Hochachtung verdient. Jetzt aber errathen Sie mein Geheimniß, wenn Sie können.

„Du hast verloren, mein Sohn!" sagte der Vater. „Dein Geheimniß ist, daß dieses Mädchen, welches du so hochschätzest, und meine Komödiantin, eine und eben dieselbe Person sind."

Das ist es nicht, mein Vater, sagte der Sohn sehr trocken. Sobald ich es Ihnen entdecke, werden Sie gestehen, daß Sie die Wette mit der Tante verloren haben. Er faßte seines Vaters Hand, und sagte zärtlich: verzeihen Sie mir! Ich kann Ihre Wünsche nicht erfüllen. Die heißeste Liebe . . . Ich bin schon verheirathet.

„Verheirathet? Entsetzlich! Nein, es ist nicht wahr. Du willst mich mit einer Posse bezahlen."

Ich bin gewiß verheirathet, mein Vater, und kann es Ihnen unwidersprechlich beweisen. In der That, ich achte das Mädchen, dem Sie meine Hand bestimmten. Aber . . . Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine junge Frau vorstellen darf, und geben Sie uns Ihren väterlichen Segen.

Der alte Schlender ging mit gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder; die Tante hörte nicht auf zu lachen. „Ich finde hier nichts Lächerliches," sagte Schlender. — Ich aber recht viel! erwiederte seine Schwägerin. Sie lieben ja die feierlichen Hochzeiten nicht. Nun, hier haben Sie eine Verheirathung ohne alle Hochzeit. Uebrigens ist meine Wette gewonnen, Herr Bruder.

Auch die meinige! sagte der junge Schlender. Wie wird sich die Cousine

freuen, wenn ich ihr sage, daß Oheim und Tante einwilligen!

„Treiben Sie keine Possen, Herr Sohn! ... Du solltest mich um Verzeihung bitten für ...“

Lieber Vater, ich habe meine Wette gewonnen, und Sie sind ein Mann von Wort. Darf ich zu meiner Cousine gehen?

„Nein, mein spaßhafter Herr Sohn; denn mich dünkt, auch ich sollte ja gewinnen.“

Es ist wahr, sagte der junge Schlender trocken. Verloren haben Sie: denn ich bin schon verheirathet; aber Sie müssen auch gewinnen, daß ich der Cousine die froheste Nachricht bringen kann. – Er ging hinaus, und nach einigen Minuten führte er Riekchen, deren Wangen die schönste Röthe übergossen hatte, und die ihre Augen nicht aufschlagen konnte, in das Zimmer.

Ah! Mamsell Brockmann! rief die Ge-

heimeräthin. „Ah, Riekchen!" sagte der Vater.

Meine junge Frau bittet um Ihren Segen, lieber Vater! Heute wollte ich sie Ihnen vorstellen, und hatte sie deshalb nach Berlin geholt. Sie ließen mich rufen, daß ich Ihre Wette entscheiden sollte, und . . .

Der Vater nahm Riekchen, die nur einzelne Worte zur Entschuldigung stammelte, in die Arme.

Das ist wirklich Ihr Riekchen? fragte die Geheimeräthin. O, wie allerliebst hat die uns betrogen! Kommen Sie, Kind; ich muß Sie küssen. Sagen Sie mir aber recht ehrlich: sind Sie denn wirklich schon seine Frau?

Riekchen lispelte, aufs neue hold erröthend, Ja; und der junge Schlender sagte: schon zwei Monate macht sie mich zu dem glücklichsten Manne.

O, die kleine Komödiantin! Vater, Sohn und Tante auf einmal zu betrie-

gen! . . . Nun gebe ich Ihnen zu, Herr Bruder, daß ein Paar Monate hinreichen, eine Dame von Ton und Welt zu bilden.

„Sagen Sie auch noch, Frau Schwester: und daß man bei einem jungen Menschen Liebe erzwingen kann!"

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Mährchen, Erzählungen und kleine Romane

Bd.: 1

(1801)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940559-1